Editorial

von Karlheinz Weißmann

Der Begriff des „Alternativen" hat viel vom Charme eingebüßt, den er in der alten Bundesrepublik besaß. In den siebziger Jahren war „alternativ" so etwas wie eine Zauberformel, mit der all diejenigen hantierten, die – trotz fehlender Revolutionsbereitschaft in den Massen – an die Möglichkeit einer Fundamentalopposition glaubten. Das Ganze war links und bunt und jugendlich und hatte den Reiz des Neuen, bewegte sich irgendwo zwischen Esoterik und Landkommune, Popkultur und Vorliebe für weiche Drogen und echten Ansätzen zu anderer Lebensgestaltung. Dabei war nur wenigen deutlich, wie stark sie in einer Tradition standen, die bis zum Beginn der Industrialisierung und umfassenden Modernisierung der westlichen Welt zurückreichte. Wäre klarer gewesen, welche sichtbaren und unsichtbaren Fäden die „alternative Bewegung" mit ihren Vorläufern in Lebensreform und Naturschutz, Homöopathie und Siedlungsprojekten, bei „Inflationsheiligen" und „Kohlrabiaposteln" verband, hätte das bestimmt den Enthusiasmus gebremst, aber vielleicht die Wahrnehmung für Möglichkeiten und Grenzen jeder Alternative geschärft.

Seit fast zweihundert Jahren werden von einzelnen oder Gruppen Möglichkeiten einer anderen Gesellschaftsform diskutiert, die jenseits von Kapitalismus und Sozialismus liegt, und im kleineren oder größeren Rahmen wurden auch Versuche zur praktischen Umsetzung gemacht. Das hat teilweise bizarre Blüten getrieben, zu sektenartigem Abschluß geführt oder zu sozialen Erscheinungen, die man in Mitteleuropa seit der Großen Pest nicht mehr gesehen hatte. Trotzdem ist unbestreitbar, daß Ideen, die ursprünglich nur ein Meister und seine Gefolgschaft, Aussteiger oder kleine und kleinste Kreise am sozialen Rand vertraten, allmählich Wirkung auf den größeren gesellschaftlichen Zusammenhang ausübten. Das gilt für die Naturheilkunde oder die Prinzipien des ökologischen Bauens ebenso wie für die „ganzheitliche" Pädagogik oder die Notwendigkeit gesunder Erholung in Kleingarten und Freibad, für die Produkterziehung des Massenkonsumenten ebenso wie für das Sammeln von Altglas.

Alternative Konzepte haben sich außerhalb ihrer Subkulturen niemals „rein" verwirklichen lassen, aber oft eine kapillarische Wirkung entfaltet. Man kann aus ihrer Geschichte insofern zwei Lektionen ableiten: 1. Die Konsequenzen eines Ansatzes, der die bestehenden Verhältnisse grundsätzlich in Frage stellt, sind oft nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar zu erkennen; 2. Die Skepsis der Alternativen gegenüber den akzeptierten Formen politischer Einflußnahme – durch Organisation und Parteibildung – hat deshalb ihre Berechtigung, weil die Forderung nach etwas ganz Anderem, um glaubwürdig zu sein, auf einer Verweigerung des Mittuns und der Bereitschaft zum Rückzug fußen muß.

Arnold Gehlen war der Auffassung, das „Geheimnis" jeder kulturellen Erneuerung liege in dieser Bereitschaft der wenigen zur Trennung vom Üblichen und der bewußten Hinnahme der damit verbundenen Nachteile. Damit ist selbstverständlich keine Garantie für den Erfolg verbunden, das Scheitern hat sogar einige Wahrscheinlichkeit für sich, aber zu solchem Wagnis gibt es tatsächlich keine Alternative, wenn man eben der Überzeugung ist, daß die Welt wie sie ist nicht bleiben sollte.

Autorenportrait Rudolf Bahro

von Erik Lehnert

Am Montag, den 14. November 1994 hatten sich um achtzehn Uhr im Auditorium Maximum der Humboldt-Universität zweihundert Hörer versammelt, um wie jede Woche an der zweistündigen Sozialökologie-Vorlesung Rudolf Bahros teilzunehmen. Diese Vorlesungsreihe war seit dem Wintersemester 1990/91 eine feste Institution im Berliner Veranstaltungskalender, die weniger von Studenten, als vielmehr von interessierten Berlinern als Studium Generale besucht wurde. An diesem Tag referierte Bahro über „Naturgerechte Ordnung und menschliche Emanzipation heute". Wie immer stand er auf der großen Bühne, sprach frei, hin- und wieder aus einem Buch zitierend. Seine Vortragsweise erforderte vom Hörer eine gewisse Geübtheit, da er die Angewohnheit hatte, sich in gleichsam kreisender Weise dem Kern des Themas zu nähern. Auf Tafelbildern versinnbildlichte er, mit beiden Händen gleichzeitig schreibend, das Gesagte. Die Menschheit lege es, so Bahro an diesem Tag, in großen Teilen darauf an, unser einzigartiges Ökosystem auf ihre absolute Belastbarkeit hin zu prüfen, ohne dabei zu bedenken, daß es im Falle der Überlastung nicht zu ersetzen wäre. „Ein absoluter Unfug, weil praktisch die ganze psycho-physische Existenz des Menschen an diesen Bios gebunden ist, das ist ja gerade das Geniale – dieser Zusammenhang!".

Erik Lehnert: *Der Ökofaschist. Rudolf Bahro als Reizfigur der Linken und seine Auseinandersetzung mit dem Problem von Staat und Gesellschaft in der ökologischen Krise*, in: *Rudolf Bahro. Denker – Warner – Reformator*, herausgegeben von Guntolf Herzberg, Berlin 2007.

In diesem Moment durchschlugen vier Pflastersteine die seitlichen Fenster des Audimax. Die Steine zielten auf Bahro, verfehlten ihn aber knapp. Die hektische Suche nach den Tätern verlief erfolglos, die Polizei wurde gerufen. Bahro selbst ließ sich von dem Vorfall nicht beeindrucken und setzte die Vorlesung fort: „Der Kampf um die allgemeine Emanzipation des Menschen ist so angelegt, daß mehr und mehr Individuen, mehr und mehr Kilogramm und Kilowatt pro Kopf für ihre Selbstverwirklichung brauchen. Das verträgt sich nicht mit der Endlichkeit der Erde."

Humboldt - Universität zu Berlin

Sozialökologie
als
Studium Generale

Rudolf Bahro

Weshalb richten wir
uns keine rettende
politische Struktur ein?
Könnten wir,
wenn wir nur wollten?

Was fehlt ?

Über welchen Schatten
müßten wir springen?

Audimax der Humboldt-Universität Unter den Linden
Montag 20. 6. 18 Uhr. 9. Vorlesung in der Reihe:
Einrichtungen für eine Politik der ökologischen Umkehr

Bahro kratzt am Tabu – Vorlesungsplakat 1994

Mit Sicherheit waren es solche Sätze, an denen sich der Haß der Steinewerfer auf den Sozialökologen Bahro entzündete.

Und dennoch bleibt es für oberflächliche Beobachter verwunderlich, daß der Anschlag im Audimax von linken Tätern ausgeführt wurde. Galt Bahro nicht zeit seines Lebens selbst als Linker? Schließlich war er es doch, der mit der *Alternative* die folgenreichste Kritik des „real existierenden Sozialismus“ geschrieben hatte, ohne von der kommunistischen Idee lassen zu können. Zwar hatte ihn die DDR für dieses Buch zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, aber Bahro kam dennoch nur sehr zögerlich zu der Einsicht, daß sich dieser Staat nicht reformieren lassen würde. Und war es nicht Bahro, der sich, kaum im Westen angekommen, den Grünen anschloß, um sie wieder zu verlassen, als sie zur „Systempartei“ wurden? Der nach dem Mauerfall zunächst nur den einen Gedanken hatte, daß sein Vaterland (die DDR!) in Gefahr war, dem westlichen Konsumismus anheimzufallen?

Allein diese Haltung zu begreifen, fällt schwer. Aber gerade die linken Angriffe, denen Bahro seit Anfang der neunziger Jahre nicht nur im Audimax der Humboldt-Universität ausgesetzt war, leisten einen Beitrag zum Verständnis von Bahros Denken. Sie machen deutlich, daß wir es mit einer seltenen Konstellation zu tun haben, die Bahro selbst einmal als „Kreuzung aus russischem Revolutionär und deutschem Klassiker“ bezeichnet hat. Vielleicht ist die Rede vom „urdeutschen Rebellen“ (so war ein Nachruf überschrieben) noch treffender, weil sie die Gegensätze näher zusammenbringt: Seine Rebellion war deutsch, weil sie auf das Ganze zielte. Und er war ein Rebell, weil er sich zu einem bestimmten Zeitpunkt aufschwang, den Gehorsam aufkündigte und damit bereitwillig die Konsequenzen in Kauf nahm, immer mit der Überzeugung, für die richtige Sache zu streiten. Als „deutscher Klassiker“ war er Literaturkenner und Musikliebhaber, als „russischer Revolutionär“ rücksichtslos sich selbst und dem einzelnen überhaupt gegenüber, was sich etwa darin äußerte, daß er die kommunistischen Verbrechen kaum zur Kenntnis nahm. Daß er dennoch nicht über die Stränge schlug, verhinderte die Bildung, die ihn das rechte Maß lehrte. Nicht die Religion, zu der er ein funktionales Verhältnis hatte (er wußte um ihre Macht, ohne ihr zu folgen), sondern Musik und Literatur gaben ihm den Maßstab des Handelns. Mit dem „urdeutschen Rebellen“ ist zuletzt noch das Sendungsbewußtsein angesprochen, das sich aus dem Bewußtsein des Ernstfalls nährt und keine Ruhe zuläßt: Denn es ist immer fünf vor zwölf, und immer steht alles auf dem Spiel.

In seinem letzten *Spiegel*-Interview, kurz nach seiner Krebserkrankung und zwei Jahre vor seinem Tod, wurde Bahro gefragt: „Was glauben Sie, wird von Ihren Anstrengungen, diese Gesellschaft zu verändern, bleiben?“ Seine Antwort: „Also eine Menge geistiger Innovationen, mehr als ein Professorenleben hergibt. Das würde ich immer sagen.“ Ohne sein Leben, das kurzzeitig auch ein Professorenleben war, sind seine geistigen Innovationen nicht vermittelbar. Leben und Werk bilden bei Bahro eine Einheit.

Guntolf Herzberg/Kurt Seifert: *Rudolf Bahro. Glaube an das Veränderbare. Eine Biographie*, Berlin 2002, zuletzt Berlin 2005.

Bahro erlebte als Flüchtlingskind (1935 im niederschlesischen Bad Flinsberg geboren) und Jugendlicher die Aufbaujahre der DDR. Zunächst schien es nicht so, als ob er sich daran in besonderer Weise beteiligen

wollte. Gegen seinen Willen (es war das einzige Mal, so Bahro später, daß er etwas gegen seinen Willen getan habe) trat er der FDJ bei, um so überhaupt das Abitur ablegen zu können. Hier jedoch, auf der Oberschule, traf er auf einen Lehrer, der sich als ehemaliger HJ-Führer auf so authentische Weise vom Sozialismus begeistert zeigte, daß er seinen Schüler damit ansteckte, was vielleicht weniger am Bekenntnis selbst als an der Art und Weise lag, wie dies vermittelt wurde: durch Offenheit und Ehrlichkeit, die weder die Mängel noch die Mißstände leugnete.

Bahro wurde 1952 Kandidat der SED, 1954 Mitglied. Aber aus der bereits damals angelegten Verbindung aus deutscher Bildungstradition und Revolutionsbegeisterung folgten rasch Konflikte, wenn auch zunächst recht zögerlich. Bahro protestierte zwar 1956 öffentlich gegen das Vorgehen in Ungarn, blieb aber im Hintergrund – im Gegensatz zu anderen Kommilitonen. Als Parteimitglied war er im Grunde loyal und wollte lediglich helfen, den Sozialismus, an den er ehrlich glaubte, aufzubauen. Dazu trug auch ein für heutige Verhältnisse gesundes Nationalbewußtsein bei. Das Thema seiner Diplomarbeit in Philosophie lautete dann auch: *Johannes R. Becher und das Verhältnis der deutschen Arbeiterklasse und ihrer Partei zur nationalen Frage*. Auch später, nach der Wende, hat er immer das unterschiedliche Verhältnis zur Nation, das in beiden deutschen Staaten herrschte, betont und den westdeutschen Linken vorgehalten: „Wir waren in der DDR nie nationalmasochistisch, hatten keine Schwierigkeiten, vom ‚deutschen Volk' zu sprechen und ihm auch noch etwas anderes zuzutrauen als braunes Ressentiment."

Den großen Bruch löste bei Bahro erst das Jahr 1968 aus. Das hatte jedoch nichts mit der westlichen Kulturrevolution zu tun, die in der DDR nicht als solche wahrgenommen wurde, sondern mit den Ereignissen in der damaligen Tschechoslowakei. Die dortige Opposition, die so etwas wie den dritten Weg zwischen Stalinismus und Kapitalismus gehen wollte, wurde durch die vereinte Streitmacht des Warschauer Pakts niedergeschlagen. Von diesem Zeitpunkt an war Bahro klar, daß grundsätzlich etwas im „real existierenden Sozialismus" nicht stimmte und daß nicht nur Symptome zu korrigieren seien, sondern das ganze System neu durchdacht werden mußte. Allerdings hatte er bereits ein Jahr zuvor erfahren, was es hieß, die Parteilinie zu verlassen. Als stellvertretender Chefredakteur der Wochenzeitschrift *Forum* nahm er, in Abwesenheit des Chefs, das sozialkritische Theaterstück *Kipper Bauch* von Volker Braun ins Blatt: Er wurde daraufhin seines Postens enthoben und zur „Bewährung in der Produktion" abgestellt, als Abteilungsleiter, zuständig für „ingenieurökonomische Rationalisierungsarbeit".

Was ihm in jener Zeit Halt gab, war der Deutsche Idealismus, insbesondere aber Hölderlin und Beethoven. In diesen Jahren (1967–1969) entsteht sein Buch *... die nicht mit den Wölfen heulen*.

Darin zieht er Parallelen zwischen seiner Situation und der von Hölderlin, Fichte und vor allem Beethoven: Er interpretiert Hölderlins Flucht in den Turm und Fichtes letztlich unhaltbar werdende Stellung als Folgen der Restauration, die Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Hoffnungen der Französischen Revolution begraben habe. Beethoven verfalle zwar in Depressionen, unterliege diesen jedoch nicht. Er verliert, so Bahro, seine Ideale trotz der umfassenden Restauration nicht, weil sich die Partituren der Zensur entzögen. Beethoven habe sich „die Maßstäbe des eigenen Gewissens" nicht verrücken lassen.

Rudolf Bahro: *... die nicht mit den Wölfen heulen. Das Beispiel Beethoven und sieben Gedichte*, Köln/Frankfurt a.M. 1979.

Das Buch, das erst 1979 im Westen erscheinen konnte, wirkt auch heute noch wie eine Beschwörung eigener Kraft. Bahros Denken zeichnete sich durch die Mischung von Kommunismus und Deutschem Idealismus aus, er sah im Idealismus eine ernstzunehmende Wirklichkeitswissenschaft, die bei der Zusammenführung von Wirklichkeit und Wahrheit im Kommunismus helfen könnte. Beethoven (womit Bahro wohl sich selbst meint) konnte nur in einer „Kette alltäglicher Kompromisse" überleben, ohne jedoch den „großen Kompromiß, dem in Wahrheit der Name des Verrats gebührt", eingegangen zu sein. Hier könnte von so etwas wie einer „inneren Emigration" gesprochen werden, wenn Bahro nicht alles andere als ein Überwintern im System vorhatte. Im Gegenteil, da er an die Richtigkeit der kommunistischen Ideale glaubte, fühlte er sich diesen verpflichtet. Und so schrieb er neben der Arbeit, die er gewissenhaft erledigte, zehn Jahre lang an der großen Analyse, die der DDR-Führung helfen sollte, auf



Im Zenit – Gründungsparteitag der Grünen 1980

den rechten Weg zu finden: *Die Alternative* (Untertitel: *Zur Kritik des real existierenden Sozialismus*) geht von der Prämisse aus, daß es zum Kommunismus keine Alternative gebe, weil nur er die „Verhältnisse der Entfremdung" überwinden könne.

Rudolf Bahro: *Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus*, Köln/Frankfurt a.M. 1977, zuletzt Berlin 1990.

So liegt ein Hauptaugenmerk des Buches auf der Zukunftsfähigkeit des Kommunismus, die Bahro durchaus als gegeben sah. Aus den Ideen sei aber seit 1917 eine ganz andere Gesellschaft hervorgegangen. Die totalitäre Herrschaft gehörte damit nicht zum Kommunismus selbst, sondern war befristet notwendig, um das „Reich der Freiheit" zu schaffen. „Die radikalste Kritik am existierenden Sozialismus ist daher von Marxisten geübt worden, die, wie Bahro und Dutschke, ihn eine Art fortgesetzter asiatischer Despotie genannt haben, in der die Selbstentfremdung des Menschen nicht aufgehoben, sondern potenziert worden sei" (Günter Rohrmoser). Bahros Buch, nur das macht es heute noch halbwegs interessant, beschäftigt sich also im Grunde mit der aktuellen Frage nach dem Verhältnis der Freiheit des einzelnen zur Notwendigkeit der Gesellschaft. War in der DDR erstere zu schwach ausgebildet, so daß keine Innovation mehr erfolgen konnte, besteht im Westen die zunehmende Tendenz, den einzelnen auf Kosten der Gemeinschaft zu „befreien".

Rudolf Bahro: *Ich werde meinen Weg fortsetzen.* Eine Dokumentation, Köln/Frankfurt a.M. 1977, zuletzt 1979.

Die Veröffentlichung in der Bundesrepublik – in der DDR konnte das Buch aus naheliegenden Gründen nicht erscheinen –, zog die sofortige Verhaftung Bahros nach sich, und schließlich wurde er wegen „Geheimnisverrats" zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Sein Glück bestand darin, daß das Buch im Westen ein Bestseller wurde, weil zehn Jahre nach 68 die Auffassung verbreitet war, daß der Sozialismus eine ernstzunehmende Alternative darstelle, der man eben nur ein menschliches Gesicht verpassen müsse (wofür Bahro ja stand). Das Buch wurde in zwölf Sprachen übersetzt, und weltweit wurde für die Freilassung des politischen Gefangenen Bahro mit Erfolg mobil gemacht. Bereits 1979 kam Bahro durch eine wohl eigens seinetwegen erfolgte Amnestie frei und konnte in den Westen ausreisen.

Er hielt diesen Weg in die Freiheit jedoch nur für die zweitbeste Lösung. Wie sollte er vom Westen aus den Sozialismus reformieren?

Überhaupt saß Bahro im Westen zwischen allen Stühlen. War es für den normalen DDR-Bürger und vor allem für seine Mitgefangenen schwer zu begreifen gewesen, daß er trotz Bautzen Kommunist geblieben war, so entblödeten sich im Westen nicht wenige (vor allem Wolfgang Abendroth), Bahro wegen seiner Kritik am Sozialismus des Verrats am „besseren Deutschland" zu bezichtigen. Zudem war er ein Dorn im Auge der Kalten Krieger. Für Gerhard Löwenthal war klar, daß Bahro ein Spitzel sein mußte und andere Häftlinge verraten hatte, was er dann auch, flankiert durch

einen Zeugen, öffentlich behauptete. Später kam heraus, daß der Zeuge gekauft war.

Herbert Gruhl: *Ein Planet wird geplündert. Die Schreckensbilanz unserer Politik*, Frankfurt a.M. 1975, zuletzt 1992.

Baldur Springmann: *Partner Erde. Einsichten eines Ökobauern*, Kiel 1982.

Anschluß fand Bahro bei den sich gerade formierenden Grünen. Dabei half ihm eine bereits in der *Alternative* formulierte Forderung nach einer „nachhaltigen Produktionsweise". Bereits auf dem Gründungsparteitag irritierte er allerdings einen großen Teil der Delegierten, als er seinen Vorredner Baldur Springmann spontan umarmte und anschließend davon sprach, daß sich in der Linken auf bestimmte Probleme keine Antworten formulieren ließen, ohne sich auf die Arbeiten von Herbert Gruhl und Springmann einzulassen.

Auch wenn Bahro kurzzeitig im Bundesvorstand der Grünen war, ergab sich von dort keine Perspektive für ihn. Er sah die Partei auf dem Weg der systemimmanenten Kritik und machte sich auf die Suche nach spirituellen Erfahrungen, die ihn bis nach Oregon zu Baghwan führte. So wandte er sich nach wenigen Jahren mit einem Paukenschlag, seiner Rede auf dem Hamburger Parteitag im Dezember 1984, von den Grünen ab. In dieser Rede betonte Bahro erstmals die Notwendigkeit, den Zusammenhang zwischen „Ökopax-Bewegung und Faschismus" zu sehen, ihn nicht zu verdrängen, sondern positiv nutzbar zu machen. Gleichzeitig wollte er die Grünen davor warnen, sich durch Beteiligung an der Macht korrumpieren zu lassen. Er sprach auch vom „fundamentalistischen Bund", der im Glauben wurzele. Damit waren die Verbindungen zu den Grünen, die auf dem Weg zur „Systempartei" waren, abgeschnitten.

Rudolf Bahro: *Logik der Rettung. Wer kann die Apokalypse aufhalten? Ein Versuch über die Grundlagen ökologischer Politik*, Stuttgart/Wien 1987, zuletzt Berlin 1990.

Aber Bahro dachte auch als Einzelgänger an der ökologischen Idee weiter. Sein zweites Hauptwerk, die *Logik der Rettung,* das er in den folgenden Jahren schrieb, beschäftigt sich mit den „Grundlagen ökologischer Politik" in ungewohnter Weise. Oftmals wird das Buch, mangels Verständnis, auf folgendes Zitat reduziert: „Es kann aus derselben Energie, die damals auf die Katastrophe hin disponiert war, sogar aus der Neigung zum *Furor teutonicus*, wenn sie bewußt gehalten und dadurch kontrolliert wird, heute etwas Besseres werden. Kein Gedanke verwerflicher als der an ein neues anderes 1933?! Gerade der aber kann uns retten. Die Ökopax-Bewegung ist die erste deutsche Volksbewegung seit der Nazibewegung. Sie muß Hitler miterlösen – die seelische Tendenz, die er, wenn auch schwächer, immer noch in uns ist – wie Rußland jetzt Stalin erlöst, ohne Verteufelung, ohne Beschönigung, mit aller Erfurcht für die Opfer." Da die beiden letzten Sätze deutlich machen, daß Bahro hier nicht einer Machtergreifung das Wort redet, sondern psychische Blockaden, die Deutschlands Zukunftsfähigkeit betreffen, provokant anspricht, werden sie oft einfach weggelassen. Einige Seiten später heißt es: „Ich halte die Frage nach dem Positiven, das vielleicht in der Nazibewegung verlarvt war und dann immer gründlicher pervertiert wurde, für eine aufklärerische Notwendigkeit, weil wir sonst von Wurzeln abgeschnitten bleiben, aus denen jetzt Rettendes erwachsen könnte." Damit wird auch der eigentliche Grundgedanke des Buches deutlich: Ökologische Politik ist Ordnungspolitik, die auf Einsicht und damit Bewußtseinsänderung basiert. Bahros Ruf nach dem „Fürst der ökologischen Wende" macht deutlich, wie grundsätzlich die „Umkehr" gemeint war.

Bahro hatte sich seit Mitte der 1980er Jahre von den Konsenssprachregelungen der Bundesrepublik entfernt. Die Folge war, daß man ihn entweder Faschist, Guru oder Spinner nannte. Der Fall der Mauer bestärkte Bahro, weil er seine Kritik des Sozialismus (und auch die des Ökosozialismus) bestätigt sah: „(…) wieso erweisen sich Werke wie die Heideggers, C. G. Jungs, Ernst Jüngers, Carl Schmitts heute, in der ökologischen Krise, als im Theoretischen aufschlußreich, während so manche antifaschistische Analyse ihren Impuls erschöpft hat?" In diesem Sinne kam Bahro gleich bei seiner Berliner Antrittsvorlesung im Herbst 1990 – er hatte an der HU eine Professur für Sozialökologie erhalten – auf das Thema zu sprechen: „Manchmal ist ein Thema so tabu, im Bewußtsein so sehr einem traumatisch erlebten Akteur zugeordnet, daß man mit dem verwechselt wird, indem man sich bloß auf die Sache selbst einläßt.

Rudolf Bahro: *Vorwort*, in: Jochen Kirchhoff: *Nietzsche, Hitler und die Deutschen. Die Perversion des Neuen Zeitalters. Vom unerlösten Schatten des Dritten Reiches*, Berlin 1990.

Nur so ist mir erklärlich, daß es Menschen gibt, die, dann noch dazu aus zweiter Hand, wissen wollen, ich sei eigentlich faschistoid oder gar faschistisch geworden. (…) wir können den Faschismus nicht länger ein Tabuthema sein lassen. (…) Ich kann nicht ausschließen, daß ich Ende

der 20er Jahre bei den Nazis gelandet wäre. Und es ist ganz wichtig, daß wir bereit sind, uns solche Fragen zu stellen.“ Die Vorlesungstätigkeit in Berlin verstand er folglich als fortgesetztes Fragen ohne Rücksicht auf beschwichtigende Befindlichkeiten.

Rudolf Bahro: *Rückkehr. Die* In-*Weltkrise als Ursprung der Weltzerstörung*, Frankfurt a.M. und Berlin 1991.

Damit sind wir an den Ausgangspunkt zurückgekehrt, weil hier die Ursache für die Steinwürfe liegt: Bahro galt als Ökofaschist, der zur Rettung der Welt eine Diktatur errichten wollte. Tatsächlich war er ein Ernstfalldenker, der provokant den Finger immer wieder in die Wunde legte. Dennoch glaubte Bahro nicht daran, daß sich auf dem Weg des Zwangs die Welt verbessern läßt. Konsequent schuf er sich keine politische Plattform mehr, sondern setzte seine Hoffnung auf kleine Projekte, die den einzelnen veranlassen sollten, freiwillig Verantwortung zu übernehmen. Über seinen Tod hinaus (er starb am 5. Dezember 1997 an Blutkrebs) hat davon nur das sächsische LebensGut Pommritz in der Nähe von Bautzen Bestand. Dort leben heute fünfzig Erwachsene und eine entsprechende Anzahl Kinder (die Geburtenrate beträgt 2,3 pro Frau!). Auslöser für die



Bis zuletzt – Vorlesung kurz vor dem Tod 1997

Gründung war ein Vortrag Kurt Biedenkopfs, damals Ministerpräsident von Sachsen, innerhalb der Vorlesungsreihe von Bahro, in dem er die Frage nach dem „Aufbau ökologisch tragfähiger Gesellschaftsformen“ stellte.

Bahro nahm ihn daraufhin beim Wort und fragte ihn nach den konkreten Möglichkeiten, die ziellos in die neuen Länder fließenden Mittel eben für solche Projekte zu verwenden. Biedenkopf versprach Unterstützung, bezweifelte jedoch, daß sich die dazu notwendigen Menschen finden lassen würden. Da sich diese fanden, kam das Projekt zustande, das ökologische Landwirtschaft mit sozialökologischer Grundlagenarbeit verbindet und das wie jede dieser Kommunen in verstärkter Weise mit dem „Faktor Mensch“ zu kämpfen hat.

Rudolf Bahro: *Bleibt mir der Erde treu! Apokalypse oder Geist einer neuen Zeit? Essays – Vorlesungen – Skizzen*, Berlin 1995, zuletzt Berlin 1998.

Außerhalb solch kleiner Kreise ist Bahros Lebenswerk der Marginalisierung anheimgefallen. Standen ihm in den frühen achtziger Jahren alle Kanäle offen, so war es bereits in den neunziger Jahren schwierig für ihn, einen Verleger zu finden. Wer etwas von Bahro lernen will, ist auf seine mediale Präsenz nicht angewiesen: Er kann sich an sein tabuloses Fragen halten und so die eigene Kohlhaasnatur weiterentwickeln: denn manchmal ist dies die bessere Alternative.

Dritte Wege

von Karlheinz Weißmann

Alain de Benoist, der Kopf der französischen „Neuen Rechten", hat unlängst zwei Bücher herausgegeben und mit ausführlichen, sehr kenntnisreichen Einleitungen versehen. Das eine umfaßt alle Nummern der *Cahiers du Cercle Proudhon*, einer nur 1912/13 erschienenen Zeitschrift, die für ein ganz unwahrscheinliches intellektuelles Experiment stand: Die *Cahiers* wurden von Anhängern der äußersten Rechten und der äußersten Linken gemeinsam gestaltet. Während die einen aus dem Umfeld der *Action Française* (AF) kamen, der von Charles Maurras geführten Organisation, die nicht nur für die Rückkehr zum Königtum, sondern mehr noch für einen „Integralen Nationalismus" stand, gehörten die anderen zur Anhängerschaft Georges Sorels, Syndikalisten, radikale Sozialisten also, die mit einem „Generalstreik", den die Gewerkschaften – die *syndicats* – zu tragen gehabt hätten, die gesamte Gesellschaftsordnung umstürzen wollten.

Alain de Benoist (Hrsg.): *Cahiers du Cercle Proudhon*, mit einer Einleitung von Alain de Benoist, Monge 2007.

Daß die Radikalen beider Seiten in dieser letzten Phase der Vorkriegszeit zusammenfanden, hatte mit der Niederlage der Rechten in der Dreyfus-Affäre einerseits, mit der Enttäuschung der revolutionären Linken über die Sozialdemokratisierung der gemäßigten andererseits zu tun, vor allem aber mit der Konvergenz in der Feindbestimmung. Für Maurras wie für Sorel war, ohne den Weltanschauungsunterschied zu bestreiten, der Bürger und dessen politisches System, der Parlamentarismus, der eigentliche Gegner. Die Ablehnung der bürgerlichen Wirtschaftsordnung, des Kapitalismus, war bei Maurras nicht ganz so intensiv, aber seine Ideen zum korporativen Wiederaufbau hatten auch nichts mit Liberalismus zu tun. Er gewährte sogar einem seiner Unterführer in der AF freie Hand, der weitergehende Ideen vertrat und auf Grund seines Herkommens mit sozialistischen Gedankengängen bestens vertraut war.

Georges Valois (eigentlich: Alfred-Georges Gressent) stammte aus dem Proletariat und hatte sich die längste Zeit dem sozialistischen La-

ger zugerechnet. Allerdings gehörte er zu jenem Flügel der französischen Linken, der eine dezidiert nationale und wehrhafte Programmatik vertrat und jedenfalls die zunehmend pazifistische und antipatriotische Tendenz ablehnte. Weiter hat sein Katholizismus und die Überzeugung, daß eine Lösung der sozialen Frage nur auf autoritärem Wege möglich sei, dazu beigetragen, daß sich Valois zuletzt der gegnerischen Seite anschloß und von Maurras als einer der wenigen Vertreter der Arbeiterklasse in der *Action* damit beauftragt wurde, eine Verbindung mit dissidenten Teilen der Linken zu suchen. Hilfreich konnte dabei sein, daß in der Ideologie der Neoroyalisten die Vorstellung des Ausgleichs zwischen den „Produzenten" – denen man auch die Arbeiterschaft zurechnete – durch einen über den Parteien stehenden König eine wichtige Rolle spielte.

Was diesen Paternalismus für die Linke inakzeptabel machte, war das Fehlen jeder aktiven Mitbestimmung. Anders als Maurras dachte Valois deshalb an die Schaffung eines Rätesystems, das die Selbstverwaltung des Arbeiter-„Standes" gewährleisten sollte. Damit hatte er sich relativ weit vom programmatischen Kern der AF entfernt, aber den Ideen genähert, die im Umfeld Sorels entwickelt wurden. Das war für Edouard Berth, den Vertrauensmann des „maître" im Herausgeberkreis der *Cahiers*, ein ausschlaggebender Grund, sich an dem Projekt überhaupt zu beteiligen. Vorbehalte blieben allerdings. Berth und Sorel sahen zwar, daß die Nationalisten der Vorstellung von der Macht des „Mythos" offener gegenüberstanden als die Sozialisten, aber sie bezweifelten, daß die Rechte jene Dynamik entfalten konnte, die nötig sein würde, um die Epoche der Dekadenz durch einen großen Gewaltakt abzuschließen. Im Laufe der Zeit wuchs auch die Skepsis in bezug auf die Zuverlässigkeit des ungleichen Verbündeten, was erklärt, warum Berth nach relativ kurzer Zeit – es erschienen nur sechs Ausgaben – das Experiment der *Cahiers* abbrach.

Nach Auffassung von de Benoist sind die *Cahiers* denn auch kein Beispiel für den „Dritten Weg", eher eine Art Vorläufer, dessen Scheitern man als symptomatisch betrachten muß. Seiner Meinung nach hat überhaupt erst die Wahrnehmung Sorels und Berths, daß die Rechte in wesentlichen Punkten eine Annäherung verweigerte, zu einer Klärung der Position des „Dritten Weges" geführt. Die wurde in Berths 1914 erschienenem Buch *Les Méfaits des Intellectuels* deutlicher erkennbar, das in Fortsetzung der Argumentation Sorels die Auffassung vertrat, daß keine „Reaktion" möglich sei, die rückgängig mache, was mit der Französischen Revolution in die Welt trat, womit die klassische Rechte bestenfalls als Verzögerer, aber nicht als schöpferischer Gestalter auftreten könne; wichtiger als diese Feststellung sei aber die Einsicht, daß die „Philosophen", die vom Rationalismus des 18. Jahrhunderts geprägt, die Weltanschauung der Linken bestimmten, in allen entscheidenden Punkten Irrtümern aufgesessen waren, und diese jetzt so genannten Intellektuellen für alle großen geistigen Fehlentwicklungen Verantwortung trugen:

1. Die Durchsetzung des Materialismus, vor allem im Gefolge der marxistischen Theorie,
2. die damit verbundene Überschätzung des Ökonomischen, die dazu führte, daß die Weltanschauung der Linken der des Bürgertums in ihrer „plutokratischen" Fixierung spiegelbildlich entsprach,
3. die demoralisierende Wirkung des Eudämonismus mit seiner Pflege des individuellen Wohllebens und seiner Unfähigkeit, eine politische Ordnung zu stiften.

Nur die Korrektur dieser „Freveltaten", so die Auffassung Berths, eröffnete einen Weg aus der Dekadenz, hin zu einer neuen, „tragischen Kultur". De Benoist hat deshalb in der Einleitung zur Neuausgabe der *Méfaits* geäußert, daß Berth eine weitgehend geschlossene Weltanschauung des „Dritten Weges" entworfen habe, ein Konzept, das gleichweit von den Ideologien des Liberalismus wie der konventionellen Linken entfernt war. Allerdings wird man feststellen müssen, daß es das, was hier für Frankreich sichtbar gemacht wird, in anderen europäischen Ländern der Vorkriegszeit ähnlich gegeben hat: genannt seien die konservativen Staats- und die liberalen National-Sozialisten in Deutschland, die Fabier und die Sozialimperialisten in Großbritannien oder die Verfechter eines proletarischen Nationalismus in Italien.

Edouard Berth: *Les Méfaits des Intellectuels*, Text der Ausgabe von 1914, ergänzt um drei Anhänge sowie eine Bibliographie Berths, hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Alain de Benoist, Paris: Krisis 2007.


Der Umsturz

Das Blatt

Das Blatt

Das Blatt

Dritter Weg – nationalrevolutionär I: Flugblatt des Umsturz-*Kreises von Werner Laß, etwa 1932*

Keine dieser Strömungen hat sich durchsetzen können, aber ihre ideologischen Impulse konnten auch nicht abgedrängt werden. Sie erlebten durch den Ersten Weltkrieg sogar eine Verstärkung. Das erklärt auch etwas von ihrer bleibenden Anziehungskraft unter den Bedingungen des Weltbürgerkriegs, der jede dritte Position einem ungeheuren Druck von zwei anderen aussetzte, die für den Westen hier, für den Osten dort einen globalen Führungsanspruch erhoben. Die krisenhafte Entwicklung der zwanziger und dreißiger Jahre führte jedenfalls nicht nur zu einer massiven Polarisierung, sondern auch zu einer besonderen Konjunktur für „linke Leute von rechts" oder „rechte Leute von links".

Das gilt insbesondere für eine Bewegung, die man nicht unmittelbar in diesen Zusammenhang einordnet: „Die Ideologie des Faschismus und Nationalsozialismus kann auch verstanden werden als ein Ausdruck des europäischen Selbstbewußtseins zwischen den Kriegen – der dritte Weg zwischen der liberalen Demokratie des Kapitalismus und der kommunistischen Diktatur des Proletariats … Die Kraft dieser dritten Position, ihre politische Virulenz, bezog sie aus dem alten Kontinent, der sich tausend Jahre als Mitte der Geschichte verstanden hatte und nicht kampflos das Feld räumen mochte." Die Sätze stammen von Johannes Groß und wurden in einer viel freieren geistigen Atmosphäre – zu Beginn der achtziger Jahre – geschrieben, als man sie wie jeden anderen Denkanstoß lesen konnte, nicht unter dem Gesichtspunkt des Verdachts. Denn die Formulierung diente auch dazu, eine gewisse Legitimität des faschistischen Ansatzes zu behaupten, ein Akt des historischen Verstehens, der kurze Zeit später Ernst Nolte zum Verhängnis werden sollte. Bei Nolte spielt der „Dritte Weg" als Interpretament übrigens nur eine untergeordnete Rolle, da er in erster Linie vom Dualismus Bolschewismus-Faschismus ausgeht, aber es gibt eine andere einflußreiche Deutung der Ideologiegeschichte dieser Zeit, die die entsprechende Vorstellung ganz in den Mittelpunkt rückt.

Zeev Sternhell: *La troisième voie fasciste ou la recherche d' une culture politique alternative*, in: Gilbert Merlio (Hrsg.): *Ni gauche ni droite: Les chassés-croisés idéologiques des intellectuels français et allemands dans l'entre-deux-guerres*, Talence 1995.

Der israelische Historiker Zeev Sternhell hat in mehreren grundlegenden Arbeiten die Auffassung vertreten, daß der europäische Faschismus primär aus dem Bedürfnis frustrierter Sozialisten entstand, einerseits die Radikalität der Linken wiederzugewinnen, andererseits die bolschewistische Despotie zu vermeiden. Von Mussolini über Déat und Doriot bis zu de Man oder Mosley lassen sich viele biographische Beispiele für diese These finden, die man unschwer um Hinweise auf die besondere ideologische Struktur der Faschismen – die immer nationalistische, also rechte, und sozialistische, also linke, Elemente verklammerten – ergänzen könnte. Entscheidend ist dabei aus Sicht Sternhells, daß die Idee eines „Dritten Weges", jenseits der alten ideologischen Scheidelinien und jenseits der alten Klassengegensätze, das „wahre Geheimnis" der intellektuellen Anziehungskraft des Faschismus enthalte, weil sie mit der Verheißung einer „neuen Kultur" verknüpft war.

Wenn de Benoist dieser Argumentation nicht zu folgen bereit ist, hat das seinen Hauptgrund in der Ignoranz Sternhells gegenüber dem Disparaten der Entwicklung. Hier kommt vor allem dem Hinweis Gewicht zu, daß keiner der Hauptbeteiligten des Experiments von 1912/13 den Weg in den Faschismus gegangen ist: weder Maurras noch Sorel, der eine nahm zwar Partei für das autoritäre Vichy, blieb aber ohne Sympathie für die ideologische Kollaboration, der andere frohlockte zwar über Mussolini, der endlich „kein Sozialist in bürgerlicher Sauce" war, stand aber schon der Entstehung der „Kampfbünde" vorsichtig abwartend gegenüber, und Berth verfocht das Volksfront-Projekt lange bevor es – um entscheidende Aspekte beschnitten – realisiert werden konnte. Bleibt nur der Fall des Georges Valois, der sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs von Maurras lossagte und 1925 den *Faisceau* – die erste faschistische Organisation auf französischem Boden – gründete. Allerdings gewann sie niemals irgendwelche Bedeutung, und, was wichtiger ist, Valois begriff rasch seinen Irrtum, schwor dem Faschismus ab und kehrte zu seinen Wurzeln zurück. Seit dem Ende der zwanziger Jahre sammelte er Anhänger um eine libertäre Zeitschrift und suchte 1935 den Wiederanschluß an die sozialistische Partei, der ihm aber verweigert wurde; unmittelbar nach der Besetzung Frankreichs durch die Wehrmacht ging er in die *Résistance*; 1944 festge-

nommen, starb er kurz vor Kriegsende an den Folgen der Haft im Konzentrationslager Bergen-Belsen.

Wenn der Begriff „Dritter Weg“ den Versuch bezeichnet, die Fehler zweier Extreme zu vermeiden, so wird man diese Leistung dem Faschismus nicht zubilligen können. Für seine Anhänger spielte die notwendige Synthese, die alle authentischen Konzepte eines „Dritten Weges“ immer angestrebt haben, eine untergeordnete Rolle. Insofern kommt für eine entsprechende Zuschreibung in der Zwischenkriegszeit weniger der Faschismus in Frage, eher wird man der Kategorie Bewegungen wie den stark katholisch geprägten Personalismus oder die „Nonkonformisten“ in Frankreich zuordnen können, die jungkonservativen und nationalrevolutionären Ideologien, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Skandinavien und in Großbritannien Anhänger besaßen, die „Junge Rechte“ der Sozialdemokratie oder die „Planisten“, die Solidarier oder die „Eurasier“ der russischen Emigration, die sich nicht vorbehaltlos den „Weißen“ oder den alten Parteien anschließen wollten. In Deutschland, nicht nur der geographischen, sondern auch der geistigen Mitte Europas, das immer eine reiche Tradition besaß, aus der sich alle möglichen „Dritten Wege“ speisten, gab es damals eine besondere Konjunktur passender Schlüsselformeln, vom „Dritten Reich“ und dem „Dritten Standpunkt“ bis zur „Dritten Partei“ oder der „Dritten Front“.

Karlheinz Weißmann: *Der Nationale Sozialismus. Idee und Bewegung 1890–1933*, München 1998.

Was alle Gruppierungen dieses Lagers verband, war nicht nur die Entschlossenheit, die Beschränkung der Wahlmöglichkeiten auf „Lenin oder Wilson“ zu verweigern, sondern auch eine besondere Sensibilität für die Defekte der Moderne, die Sorge angesichts des Traditionsabbruchs, bei gleichzeitiger Skepsis gegenüber dem Bürgertum, das nicht in der Lage war, im Wortsinn „bewahrend“ aufzutreten. Daher die fortgesetzte Kritik der Plutokratie, die in ihrer Schärfe aber regelmäßig übertroffen wurde von der Ablehnung des Kommunismus, und die Suche nach einer alternativen Ordnung, die nicht nur sozial befriedend wirken, sondern auch in der Lage sein würde, die gesellschaftliche Atomisierung aufzuhalten und dauernde Stabilität zu bewirken.

Ihre Anziehungskraft gewannen solche Konzepte aus dem Sowohl-als-auch, dem Versuch, die Gegensätze zu verschmelzen und eine Ganzheit zu bilden, die den älteren dadurch überlegen sein würde, daß sie deren Einseitigkeiten vermied. Ihre Schwäche lag in der Neigung zum Weder-Noch, der Unentschiedenheit, wenn es zum Entweder-Oder kam. Das war besonders mißlich angesichts der Tatsache, daß es keinem Konzept des „Dritten Weges“ in der Zwischenkriegszeit gelang, jene Massenbasis zu gewinnen, der eine moderne Weltanschauung bedarf, um sich durchzusetzen.

Das Dilemma wurde nach 1945 noch deutlicher erkennbar, vor allem da, wo es wie im geteilten Deutschland Zwänge gab, die den Rückgriff auf ein alternatives Modell besonders nahelegten, während man es andererseits mit Machtverhältnissen zu tun bekam, die eine derartige Option ausschlossen. Wenn also Ernst Jünger im Frühjahr 1946 an Ernst Niekisch, das eine an das andere Schulhaupt der Nationalrevolutionäre des Zwischenkriegs, schrieb: „Ich sehe Europa (…) als die dritte Macht, und damit als den einzigen Faktor, der die sich verschärfenden Gegensätze zwischen dem Osten und dem Westen, (…) zu neutralisieren imstande ist“, dann lag in dieser Einschätzung vor allem eine Überschätzung eigener Handlungsmöglichkeiten. Dasselbe ist auch von den Neutralisten zu sagen, die bis in die achtziger Jahre mit der „Brücken“-Funktion Deutschland argumentierten, die nicht nur geopolitisch, sondern regelmäßig auch weltanschaulich aufgefaßt wurde. Unter Rückgriff auf ältere Formen des nationalen Sonderbewußtseins haben die Anhänger des Christdemokraten Jakob Kaiser genauso wie die linken „Gesamtdeutschen“ um Gustav Heinemann, der liberale Kreis um Ulrich Noack genauso wie die Nationalisten um Bernard Willms, versucht, einer Argumentation Gehör zu verschaffen, die den Vormächten der Blöcke die Wiedervereinigung als wünschenswert präsentierte, indem sie auf die Mittlerstellung Deutschlands – zwischen Ost und West, zwischen Kollektivismus und Individualismus, zwischen Zwangswirtschaft und Marktwirtschaft – hinwiesen, die dem Ausgleich der Systeme dienen sollte.

Der Begriff „Dritter Weg“ wurde dabei in erster Linie außenpolitisch verstanden, die innenpolitischen Konzepte der Befürworter wichen kaum oder nur phasenweise (etwa im Falle von Kaisers „christlichem Sozialis-

Rainer Dohse: *Der dritte Weg. Neutralitätsbestrebungen in Westdeutschland zwischen 1945 und 1955*, Hamburg 1974.

mus“ der vierziger Jahre) gegenüber westlichen Vorgaben ab. Einen ganzheitlichen Ansatz wählten nur noch Außenseiter wie etwa Otto Strasser, der nach seiner Rückkehr aus dem kanadischen Exil allen Ernstes daran dachte, die „Dritte Front“, die er 1930 mit abtrünnigen Nationalsozialisten gegründet hatte, wieder aufleben zu lassen. Strasser befürwortete nicht nur die Neutralisierung eines wiedervereinigten Deutschlands, das Teil eines neutralen Staatengürtels in Mitteleuropa sein sollte, sondern auch eine Art von ständestaatlichem Sozialismus, der an Wirtschaftsreformideen der Weimarer Zeit anknüpfte. Obwohl dem in den fünfziger Jahren ein nicht unerhebliches mediales Interesse entgegengebracht wurde, gelang es Strasser nie, eine nennenswerte Anhängerschaft zu sammeln. Das Schicksal teilte er mit anderen, eher sektiererischen Gruppierungen, die einen direkten Rückgriff auf Politikmodelle der Konservativen Revolution versuchten.



Dritter Weg – nationalrevolutionär II: Aufkleber des französischen Grüppchens Troisième Voie (Dritter Weg) aus den achtziger Jahren

Seit den sechziger Jahren schien die Idee eines „Dritten Weges“ wenn überhaupt, dann nur noch von Links her aufgreifbar zu sein. Infolge der Enttäuschung vieler Intellektueller durch den Kommunismus und die Hoffnungen, die der „Prager Frühling“ – das kurzlebige Projekt eines Reformsozialismus in der CSSR – geweckt hatte, bildeten sich zahlreiche Gruppen, die noch einmal versuchen wollten, eine Verschmelzung zwischen sozialistischer Wirtschaftsform und Demokratie zu realisieren. Es spielten dabei ganz allgemein die utopischen Sehnsüchte der Zeit eine Rolle, auch angebliche „Sozialismen mit menschlichem Antlitz“ in der Dritten Welt (Kuba, Tansania, zuletzt noch das sandinistische Nicaragua) und schließlich die Suche nach neuen authentischen Lebensformen in Landkommunen und ökologischer Wirtschaft.

In vieler Hinsicht kann man die Partei der Grünen als erfolgreichsten Versuch ansehen, aus diesen Ansätzen eine politische Kraft zu bilden. In ihrer Formierungsphase vereinte sie nicht nur personell linke und bürgerliche – durch die Heimat- und Naturschutzbewegung bestimmte – Kräfte, sondern verlangte auch programmatisch eine basisdemokratische und genossenschaftlich-sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft. Außenpolitisch forderte man NATO-Austritt und sympathisierte mit einer Neutralisierung der Bundesrepublik, nicht nur aus pazifistischen Erwägungen, sondern auch, weil einige die Wiedervereinigung so für denkbar hielten. Daß diese „Bewegung“, die einmal „weder rechts noch links“ sein wollte, dann auf dem „Dritten Weg“ ins Stolpern geriet, hatte Gründe, die hier nicht zu erörtern sind. Sie waren teilweise mitverursacht von den großen Umwälzungen nach 1989, die ein Weltbürgerkriegslager erledigten und dem anderen den Endsieg zu sichern schienen.

Daß die Prognose einer alternativlosen Verwestlichung nicht unwidersprochen bleiben würde, war allerdings absehbar. Dabei kann man die nationalistischen Gruppen in Frankreich, Großbritannien und Italien, die die Alleinvertretung des „Dritten Weges“ für sich beanspruchten, wegen ihrer Bedeutungslosigkeit beiseite lassen und die Versuche von Tony Blair und Gerhard Schröder – mit Anthony Giddens als philosophischem Eideshelfer –, den Begriff des „Dritten Weges“ für eine neoliberal gewendete Sozialdemokratie zu besetzen, ruhig als Roßtäuscherei betrachten. Interessanter sind allemal jene Bewegungen, die seit der Entstehung des Kommunitarismus den Versuch unternommen haben, die Grundlagen gemeinschaftlicher Existenz neu zu durchdenken und die besonderen Gefährdungen in den Blick zu nehmen, die eben nicht nur der Totalitarismus, sondern auch die Konsumgesellschaft amerikanischen Musters für eine menschenwürdige Existenz bedeuten.

Als eine Variante dieses Kommunitarismus erscheint je länger je mehr auch das Konzept, das Alain de Benoist vertritt. Den Titel seiner Zeitschrift *Nouvelle École* – „Neue Schule“ als symbolische Verbeugung vor Sorel, der eben das: die Gründung einer neuen Denkschule, gefordert hatte – mag man als Äußerlichkeit abtun, wichtiger erscheint in jedem Fall, daß hier überhaupt alternative gesellschaftliche Konzepte durchdacht werden. Das führt zu produktiver geistiger Unruhe – immer das beste an allen „Dritten Wegen“ –, deren Ergebnissen man vielleicht mit Skepsis gegenübersteht, die aber notwendig ist, um so notwendiger in einer Zeit, in der uns von allen Seiten weisgemacht wird, es gehe so und nur so und nicht anders.

Anthony Giddens: *Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie*, Frankfurt a.M. 2000.

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Johannes Heinrichs, 1942, Studium der Philosophie, Theologie, Germanistik und Psychologie, bis 1977 Jesuit und Professor für Philosophie in Frankfurt am Main und Rom, seitdem Gastprofessuren und freier Schriftsteller, 1998 bis 2002 als Nachfolger Rudolf Bahros Professor für Sozialökologie in Berlin. Verheiratet. Letzte Buchveröffentlichungen:
Revolution aus Geist und Liebe. Hölderlins „Hyperion" durchgehend kommentiert, München 2007
Öko – Logik. Geistige Wege aus der Klima- und Umweltkatastrophe, München 2007

Prof. Dr. Gerald Hüther, 1951, Neurobiologe und Leiter der Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen und des Instituts für Public Health der Universität Mannheim/Heidelberg, befaßt sich mit dem Einfluß früher Erfahrungen auf die Hirnentwicklung, mit den Auswirkungen von Angst und Streß und der Bedeutung emotionaler Reaktionen. Verheiratet, zwei Kinder. Letzte Buchveröffentlichungen: siehe Beitrag.

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik und Geschichte, freie Publizistin. Verheiratet, sechs Kinder.

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Verheiratet, sechs Kinder. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios). Letzte Buchveröffentlichungen:
20 Jahre Junge Freiheit. Idee und Geschichte einer Zeitung, Schnellroda 2006
Raki am Igman. Texte und Reportagen aus dem Bosnien-Einsatz der Bundeswehr, Dresden 2001

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie. Verheiratet, drei Kinder. Letzte Buchveröffentlichungen:
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006
Gerhard Nebel. Wächter des Normativen, Schnellroda 2004

Martin Lichtmeß, 1976, ist Filmstudent und freier Journalist.

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und Betriebswirtschaftslehre in Halle an der Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.

Konrad Roenne, 1979, studiert Linguistik und Bibliothekswissenschaft, Veröffentlichung von Erzählungen und Essays in Zeitschriften und Anthologien. 2003 Merkur-Essaypreis, 2005 Litarena-Literaturpreis, St. Pölten.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker. Verheiratet, ein Kind.
Letzte Buchveröffentlichungen:
Das konservative Minimum, Schnellroda 2007
Das Hakenkreuz. Symbol eines Jahrhunderts, Schnellroda 2006

Florian Wolfrum, 1978, studierte Rechtswissenschaft.

Leere Räume – Junge Männer

von Götz Kubitschek

In unmittelbarer Nachbarschaft zu Schnellroda – dem Zweihundert-Seelen-Dorf, in dessen Rittergut seit nunmehr bald fünf Jahren unter anderem an der *Sezession* gebastelt wird – liegt ein noch kleinerer Ort. Er hat keine Kneipe und keinen Kindergarten, keine Feuerwehr und keinen Fußballplatz. Dieser kleine Ort, in dem in zweiunddreißig Gebäuden hundertsechs Leute wohnen, hat im letzten halben Jahr noch einmal drei Häuser und ein halbes Dutzend Einwohner verloren.

Mit den Häusern ging es so: Das erste stand zehn Jahre lang leer. Irgendwann löste ein Sturm ein paar Ziegel, dann das halbe Dach. Niemand besserte den Schaden aus, der Regen durchweichte den Dachboden und die Decke zum Obergeschoß. Und so fiel im Frühjahr die Entscheidung, daß man die Ruine besser abreiße. Es war ein solides Haus, errichtet nach der Jahrhundertwende in der reichen Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Die Bagger luden mit dem Schutt auch das Mauerwerk auf die Lastwagen: große Kalk- und Buntsandsteinquader, für die es keine Verwendung mehr gab.

Das zweite Haus war eine Scheune. Auch sie stand leer und hatte ein schadhaftes Dach. Der März-Sturm drückte die Giebelfront ein und ließ das Gebälk auf der ganzen Länge splittern. Bloß um das dritte Haus war es nicht schade: ein häßlicher Flachbau, der ehemalige Konsum, in dem nach der Wende jemand für ein paar Jahre einen Getränkehandel betrieben hatte. Irgendwoher trieb die Gemeinde Geld auf, um mit der Scheune gleich auch diese Bude abräumen zu lassen.

Von den Einwohnern, deren Zahl nicht ausreichte, um aus den drei nun beseitigten Gebäuden etwas zu machen, sind wiederum nur einige von den jungen gegangen. Zwar hat das platte Land seit jeher einen Teil seiner Kinder an die Stadt abgegeben; aber dort, wo es die letzten Kinder sind,

hat ein Dorf seinen Tod vor Augen. Die Prognose: Der kleine Ort wird in zwanzig Jahren im großen und ganzen eine Wüstung sein, eine Ansammlung leerer Gebäude. Solches gab es zuletzt nach dem Dreißigjährigen Krieg massenhaft in Deutschland, und dann noch einmal nach dem Zweiten Weltkrieg in den Ostprovinzen des Deutschen Reiches: In Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen kann man noch heute durch dörfliche Ruinen stolpern und deutsche Friedhöfe freilegen. Die Bewohner sind 1945ff vertrieben oder umgebracht worden, die Ortschaften sind wüstgefallen.

Etliche kleine mitteldeutsche Siedlungen werden in den nächsten Jahrzehnten ganz oder teilweise veröden, ohne daß vertrieben oder getötet würde. Abwanderung und Kinderlosigkeit leisten ganze Arbeit. Es wird einsamer und männlicher werden und sehr deutsch bleiben. Denn abgewandert sind überdurchschnittlich viele junge Frauen, die an der Perspektivlosigkeit seltsamerweise stärker zu leiden scheinen als die jungen Männer. Mädchen und junge Frauen machen mehr aus dem, was in ihnen steckt, und sie sind deshalb schneller unzufrieden mit ihrer Situation als die jungen Männer gleichen Alters.

Jüngst stand in einer Studie etwas über die Gründe für dieses Gefälle im Selbstwert zwischen Buben und Mädchen. Es habe etwas mit der Schulatmosphäre zu tun: Sie ist auf Mädchen zugeschnitten, schon alleine deswegen, weil in der Grundschule vielerorts hundert Prozent, aber auch an Gymnasien leicht siebzig, achtzig Prozent des Lehrkörpers weiblich ist. Den Jungs, den jungen Männern fehlt es an Vorbildern, an konstruktiver und wirkmächtiger Anleitung zum Männlichsein, und wer da nicht in der Lage ist, sich selbst zu erziehen, bleibt erkennbar unterentwickelt, bleibt unter seinen Möglichkeiten, bleibt sichtbar zurück hinter den Mädchen und jungen Frauen, bleibt beim Gehabe und beim Gruppenbild mit Bier, bleibt im Lande (immerhin).

Einsam und deutsch: Wenn im Westen starke Ausländeranteile das Schrumpfen des deutschen Volkes zahlenmäßig abfangen, indem sie ganze Viertel aufsiedeln, kann davon in Mitteldeutschland keine Rede sein: auf dem Lande nicht und nicht in den Städten. Um das ottonische Merseburg herum stand etwa noch vor fünf Jahren ein Ring aus Plattenbauten, der jede Einfahrt zu einer trostlosen Angelegenheit machte. Mittlerweile sind sie allesamt abgerissen, und von Halle, Leuna oder Bad Lauchstädt her bietet sich ein freier Blick auf den Domberg. Für Leipzig gibt es Pläne, schlappe zehntausend Türken oder Asiaten für die Besiedelung eines Gründerzeit-Quartiers zu rekrutieren: Man wird scheitern, man wird abreißen müssen.

Aber warum die Landstraße entlang nach dem nächsten Ort oder die Autobahn entlang nach Leipzig spähen? Schnellroda hat einen Landgasthof mit Festsaal, einen Kindergarten, der voll belegt ist, einen Fußballplatz, eine Freiwillige Feuerwehr und einen Männerchor. Und dennoch hat auch Schnellroda, das aus siebenundfünfzig Gebäuden mit zweihundertfünf Einwohnern besteht, in diesem Jahr bereits zwei Häuser verloren und noch keine Geburt verzeichnet. Nun war das eine Haus nicht wirklich der Rede wert; das andere aber lohnt der Beschreibung: Es war ein kleines Gehöft mit einem Wohnhaus und einem Wirtschaftsgebäude, einem zugegebenermaßen sehr feuchten Keller und einem bereits eingestürzten Stall. Hier ist der Sanierungsplan:

Ein junger Mann und eine junge Frau kaufen das Gehöft für 2.500 (zweitausendfünfhundert) Euro plus Grunderwerbssteuer und richten sich für die erste Zeit der Arbeiten in der Gästewohnung des Ritterguts ein. Sie beginnen mit der Renovierung der Küche, der Stube und des Bades im Erdgeschoß, indem sie zunächst die Leimfarbe, die Tapetenreste und jede lockere Putzstelle entfernen, dabei die Fenster Tag und Nacht offenhaltend, damit alle Feuchtigkeit aus den Räumen weicht. Der Elektriker aus dem Nachbarort verlegt die Kabel und setzt Schalter und Steckdosen auf die rohe Wand. Nebenbei arbeiten die jungen Leute einen Teil des Lehms auf, den sie aus den Wänden des eingestürzten Stalls nach Belieben entnehmen können. Mit diesem Lehm, der keinerlei Zusatz braucht, verputzen sie die Wände ihrer Wohnräume und schaffen ein wärmedämmendes, feuchtigkeitsregulierendes, chemiefreies Klima. Das kostet die jungen Leute keinen Pfennig. Die Dielen schleifen und ölen sie, die Kacheln in Küche und Bad werden, sollten zu viele davon beschädigt sein, mit Spaltplatten oder anderen gebrannten Ziegeln (beispielsweise wiederum vom eingestürzten Stall) überfließt.

Für den Winter steht in der Küche ein funktionstüchtiger Kachelofen, in der Stube ist auch einer, der das Bad gleich mitbeheizt. Das Gebälk vom Stall und eine Tonne Kohlen reichen für mindestens zwei Winter. Sofern genügend Geld vorhanden – das Haus hat ja kaum etwas gekostet –, ist noch vor dem Lehmputz der Einbau einer Zentralheizung leicht möglich, die Rohre verschwinden wie die Kabel in der Wand und der Lehm wirkt als große Heizfläche.

Arbeitsaufwand bisher: drei Monate. Natürlich ist das eine Schinderei, natürlich macht man Fehler, und es mag sein, daß der feuchte Keller nicht so leicht trocken zu bekommen ist oder daß die Fenster dringend ersetzt werden müssen. Aber was macht das schon? Dieses Gehöft war eine Möglichkeit, ein herrliches Unternehmen für kräftige Hände, eine junge Familie, war ein freier Raum mit allen Unwägbarkeiten, die der Schritt ins Offene nun einmal mit sich bringt: nicht jedermanns Sache und etwas sehr Entschiedenes, um das herum dann alles Weitere angeordnet werden muß: Da wird nicht viel vom alten Leben bleiben, auch beruflich hat man sich neu zu orientieren und wird am besten selbständig.



Kein Zuckerschlecken – zugegeben

Aber nun ist es weg, das Gehöft. Vielleicht hätte man es einfach erwerben sollen, es ist ja bloß einen Steinwurf weit vom Rittergut entfernt. Dann hätte es noch eine Weile warten können und wäre als Möglichkeit, als freier Raum erhalten geblieben. Aber andererseits: In Naumburg, Querfurt, Mücheln, in den kleinen Städten und Dörfern zwischen Halle und Weimar ist es nicht anders als in allen Regionen der ehemaligen DDR: Freien Raum gibt es dort in Hülle und Fülle, und damit ist nicht nur das Land, sind nicht nur die Häuser gemeint: Auch politisch ist der Kuchen nicht verteilt. Etliche der jungen Männer, von denen oben die Rede war, gehören latent oder bewußt provozierend einer rechten Szene an, einem subkulturellen Milieu, das auch den großen Blättern mittlerweile seitenlange Reportagen wert ist.

Man sieht die Zusammenrottungen dieser jungen Männer (an denen auch einzelne Frauen teilnehmen) zur besten Arbeitszeit in einer beliebigen Kleinstadt. Diejenigen, für die es zu spät ist, sammeln sich mit den verwüsteten Alkoholikern an irgendeiner Mauer, auf der sie ihre Bierflaschen abstellen. Aber für sehr viele dieser jungen Männer ist es mitnichten zu spät. Sie haben ganz einfach ihre zivilgesellschaftliche Lektion nicht gelernt, auf die sich der Westen so viel einbildet, und es sieht ganz danach aus, als würden sie diesen Import auch gar nicht annehmen wollen, sondern auf ganz anderen Lernstoff aus sein. Er müßte sich aus Heimatbewußtsein, Lebensperspektive und Vertrauensbildung zusammensetzen: Die meisten dieser jungen Männer möchten nicht abwandern, sondern in ihrer Heimat bleiben, nicht von Staatsalmosen abhängig sein, sondern in ihrem erlernten Beruf arbeiten, nicht belogen, sondern in ihrer Anstrengungsbereitschaft ernst genommen werden und jemandem nacheifern, der sagt: So könnte es gehen.

Es ist da in der Tat ein Zeitfenster offen, nur eben nicht bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag. Weil aus manchen Abgangsklassen nach drei Jahren bereits die Hälfte in München, Stuttgart und Köln lebt, weil nach hundert Bewerbungen und der fünften Zeitarbeitsfirma der Selbstwert den Nullwert kratzt und im Fernsehen Abend für Abend ein Teil der deutschen Jugend als marschierender Abschaum gebrandmarkt wird, wird aus einem großen Teil der willigen jungen Männer ein Trupp perspektivloser Schwätzer, die sich in der Politik versuchen.

Während der Lektüre der ganzseitigen Reportagen in der großen Presse (etwa von Olaf Sundermeyer in der FAZ) wird man das Gefühl nicht los, daß man dort genau darauf gewartet hat und nun mit den im-

mergleichen zehn Klischees über etwas schreibt, dem man den Untergang wünscht. Daß es sich um junge deutsche Männer in einer verfahrenen Situation handelt, scheint keine Bedeutung zu haben.

Die Kameradschaften bilden die Subkultur der NPD, aber sie sind nicht die NPD. Sie sind in ihrer Ausprägung so schillernd wie die Freikorps der ersten Weimarer Zeit. Ihre Schlagkraft und Größe steht und fällt mit dem Organisationstalent und dem Charisma des Anführers vor Ort. Alle eint die Überzeugung, daß Deutschland den Deutschen gehört und daß den ehrlichen, fleißigen Deutschen – vornehmlich den Arbeitern und kleinen Leuten – übel mitgespielt wird im Zeitalter der Globalisierung. Nationaler Sozialismus ist das große Wort, das betont aus zwei Wörtern besteht. Wenn dieses große Wort dann manchmal bloß noch aus einem Wort besteht und dadurch eine gewisse historische Aufladung bekommt, ist auch der nächste Versandkatalog nicht weit, der das Identitätsbedürfnis der Kameradschaften auf unverantwortliche Weise mit NS-romantischen Buch- und Devotionalienangeboten bedient.

Es ist unangenehm, wenn man selbst mit einem solchen Versand verwechselt wird, bloß weil der eigene Verlag und die eigene politische Einstellung rechts sind. Neulich also klopften zwei Kameraden an und fragten, ob man auf dem Verlagskopierer eben mal ein paar hundert Flugblätter zum zwanzigsten Todestag von Rudolf Heß vervielfältigen dürfe. Es sei eine Aktionswoche geplant: „Mord verjährt nicht" und so weiter. Die zwei jungen Männer mußten ohne Flugblätter wieder abziehen, und vielleicht gilt Edition Antaios nun vor den hiesigen Kameraden als Behausung für Weicheier, die sich nicht für den Stellvertreter des Führers in die Schanze zu schlagen bereit sind.

Am selben Tag übrigens begann der Abriß des kleinen Gehöfts, und die Gelegenheit, dieses Anwesen der Kameradschaft aus der Region zur Renovierung zu überlassen, ist verpaßt. Dabei wäre so eine Renovierungsarbeit, so ein Instandsetzen leerer Räume so ziemlich das beste, was eine Kameradschaft in der Frühphase ihres Bestehens leisten könnte, besser jedenfalls als eine Flugblattaktion für Heß. Denn: Etliche dieser nationalen Sozialisten haben die Arbeit nicht erfunden, sind schlecht erzogen, drücken sich am Wehrdienst vorbei und lernen vor allem das Jammern und Krakelen. Wie arm aber ist einer, der vom eigenen Auto aus ins neuste Handy jammern und krakelen kann, obwohl er auf Hartz-IV-Niveau lebt?

Jedenfalls hat er nicht um sein täglich Brot zu kämpfen und könnte in einem kleinen Gehöft ordentlich anzupacken lernen, anstatt ein Bettlaken mit den letzten Worten aus Spandau an einen Brückenpfeiler zu hängen. Er würde beteiligt sein, wenn sich seine Gruppe einen Ort schafft, ein Nest, einen Hort: zum Wohnen, Grillen, Musik machen, Feiern; für Schulungen, Diskussionsrunden, als Basislager für den Aufbruch zu gemeinsamen Aktionen, Demonstrationen, Provokationen; ein Ort also, in dem und von dem aus alles betrieben werden könnte, wozu der Parteienstaat seine mündigen Bürger aufzurufen nicht müde wird: aktive Teilhabe am demokratischen Meinungsfindungsprozeß durch Präsenz im öffentlichen Raum, der zumindest in Mitteldeutschland ein in weiten Teilen leerer Raum ist.

Wofür wäre da einzutreten? Worum gälte es zu kämpfen? Nach ein paar Jahren könnte ein junger Mann feststellen: Ich habe vor allem mit mir selbst und um mich selbst gekämpft. Er wird stolz bemerken, daß sich der leere Raum, das wüste Land nicht mehr bis in sein eigenes Gemüt ausdehnt, sondern daß er dieser trostlosen Abhängigkeit vom scheinbar Vorgegebenen etwas entgegenzusetzen hat, und zwar mehr, viel mehr als eine sozialistische Nehmerqualität.

Das sind die guten Gründe dafür, sich mit leeren Gehöften und Kameradschaften zu befassen: Beide sind da, sie sind ganz und gar unfertig und bieten demjenigen, der Kraft, Ideen, Verantwortungsbewußtsein, Wagemut und Vorstellungsvermögen hat, ein weites Tätigkeitsfeld. Natürlich bietet auch der JU-Kreisverband Tübingen oder die Internet-Gemeinde dol2day ein weites Tätigkeitsfeld, aber: Im Vergleich zu dem, was angesichts der leeren Häuser und der aktionshungrigen jungen Männer in den neuen Ländern möglich ist, ist in Tübingen gar nichts möglich, obwohl es dort natürlich mindestens ebenso nötig wäre.

Teufel auch! Es wird doch in Deutschland Familien und junge Leute genug geben, die sich die leeren Häuser und die jungen Männer vornehmen und etwas aufbauen. Im Kern nämlich heißt Leben tatkräftig sein.

Fanal und Irrlicht

von Martin Lichtmeß

Jedes politische Milieu braucht seine Unkonventionellen, Exzentriker und Märtyrer, Persönlichkeiten, die Pfade entdecken, schlagen und begehen, für die andere zu blind, zu beschränkt, zu vernünftig oder zu ängstlich sind. Diese Figuren faszinieren, inspirieren, sind aber als Vorbilder wenig geeignet, weil sie einen bestimmen Aspekt so sehr verdichten, daß alles andere zu kurz kommt. Meist sterben sie jung.

Die deutsche Rechte abseits der extremistischen Zone ist im Gegensatz zur Linken arm an solchen Gestalten. Ihre internen Legenden besitzt sie dennoch. Der Österreicher Christian Böhm, der sich Christian Böhm-Ermolli nannte, hat kein nennenswertes schriftstellerisches oder künstlerisches Werk hinterlassen, und sein Name ist über einen kleinen Kreis hinaus kaum bekannt. Diesem jedoch hat er sich durch eine schockierende, radikale Tat für immer ins Gedächtnis gebrannt. Der frühere Obmann der FPÖ-Organisation „Ring Freiheitlicher Jugend" (RFJ) erschoß sich am 5. März 1996 im Alter von dreißig Jahren in seiner Wohnung in der Wiener Schwarzspanierstraße, wo einst das Sterbehaus Beethovens gestanden hatte, in dem sich Otto Weininger 1903 das Leben nahm. Böhm-Ermolli hat auf seine Zeitgenossen eine Faszination ausgeübt, die durch den plötzlichen, blutigen Schlußstrich, den er unter sein Leben setzte, besiegelt wurde.

Unfreiwillig hat ihm der Hamburger Filmemacher Lutz Dammbeck eine Art Denkmal gesetzt, indem er Böhm-Ermolli zu einer Schlüsselfigur seines labyrinthischen Dokumentaressays *Das Meisterspiel* (1998) machte. Die Schlußszene des Films zeigt die Mitglieder des „Konservativen Clubs" um Böhm-Ermolli, unter ihnen Johann Gudenus und Nikolaus Amhof, die sich beinahe andächtig um ein Kraftfeld zu sammeln scheinen, das der Abwesende ausfüllt. Jeder von ihnen hat ein Jahr nach dem Tod des Freundes eine mysteriöse Postkarte mit „Grüßen aus dem Jenseits" erhalten.

Lutz Dammbeck: *Das Meisterspiel* (Film, D 1998).

Der Ausgangspunkt des *Meisterspiels* war ein Anschlag im Jahre 1994 auf einige Gemälde Arnulf Rainers in der Akademie der Bildenden Künste in Wien, die von einem unbekannten Täter schwarz übermalt worden waren. Rainer selbst hatte einst durch „Übermalungen" fremder Bilder Berühmtheit erlangt. Fast ein Jahr später tauchte ein anonymes „Bekennerschreiben" auf, ein ironischer, mit Zitaten gespickter Traktat, der gewissen Entwicklungen der modernen Kunst und im speziellen Rainer den Fehdehandschuh hinwarf.



Konzentrierter Untergang – Umschlagvorderseite der deutschen Übersetzung von Das Irrlicht

Weder Täter noch Verfasser konnten jemals ausfindig gemacht werden. Böhm-Ermolli war einer der Hauptverdächtigen. Der begabte Maler abstrakter Bilder war Schüler von Rainer ebenso wie des „Wiener Aktionisten" Peter Weibel gewesen, und galt als einer der schillerndsten Vertreter der sogenannten „Neuen Rechten", deren Auftreten zu diesem Zeitpunkt von Dämonisierung einerseits und überzogener Erwartungshaltung andererseits begleitet war. Es war die Zeit der *Wir '89er*, der *Selbstbewußten Nation* in der Nachfolge von Botho Strauß' Bocksgesängen, die Zeit, als die *Junge Freiheit* einen notorischen Bekanntheitsgrad erlangte und ins Visier der Verfassungsschützer geriet, des Zenits der rauschhaften Ausbreitung der *Neofolk*-Subkultur im deutschen Sprachraum und der Furcht vor der „Unterwanderung" der Techno-Szene durch „Rechte". In Österreich gewann die FPÖ unter Jörg Haider immer mehr Anhänger, was von den Medien alarmistisch kommentiert wurde, während eine mysteriöse Briefbombenserie mit rechtsextremistischem Hintergrund die Nation erschütterte.

Insgesamt konnte man Anfang der neunziger Jahre den Eindruck gewinnen, daß die Rechte aus einem Tiefschlaf erwacht war. Christian Böhm, der den Beinamen „Ermolli" von einem altösterreichischen Feldherrn übernommen hatte, erschien in vielerlei Hinsicht als die Inkarnation des Ideals, das die „Neue Rechte" von sich projizierte. Er war jung, gutaussehend, sportlich, besaß einen überragenden Intellekt, war modern, urban und fand mühelos Anschluß zu sub- und popkulturellen Bereichen, die bisher nicht im Entferntesten mit der Rechten assoziiert worden waren. Man wollte den Gegensatz „links-rechts" überhaupt aufheben, anders, „nonkonform", provokant, ein „Querdenker" sein, wie sich ein Buch von Jürgen Hatzenbichler im damals für Teile der Szene einflußreichen Arun-Verlag betitelte.

Zum Zeitpunkt seines Todes war Böhm-Ermolli dreifacher Magister in Sozialphilosophie, Kunst und Jura. Ihn umgab eine Aura von Abenteuer, Romantik und Elitarismus, Antibürgerlichkeit und Unberechenbarkeit. Er war passionierter Reiter, Jäger, Bergsteiger und Waffennarr mit betont virilem Auftreten. Anläßlich eines „Ohrfeigen-Disputs" zwischen John Gudenus und Erhard Busek forderte er die Wiedereinführung des Duell-Paragraphen. Ihm stand ein beträchtliches Vermögen zur Verfügung, das ihm einen dandyesken Lebensstil ermöglichte. Stets elegant gekleidet, fuhr er einen Jaguar und besaß eine große Wohnung in der Wiener Innenstadt. Sein Professor und Mentor Norbert Leser charakterisierte ihn folgendermaßen: „Er war militaristisch-autoritär geprägt. Irgendwie hat er seine Rolle nicht gefunden. Erst wollte er Priester beim Deutschen Orden werden, dann Rechtsanwalt, dann Künstler, dann Philosoph, dann Richter." Der elitäre Verehrer Ernst Jüngers und Stauffenbergs wußte sich allerdings auch souverän in der Camouflage des Zeitgeistes zu bewegen. Als ihn die linksgerichtete Wiener Stadtzeitung *Falter* interviewte, machte er einen ganz und gar „unrechten" Eindruck: Er erschien „in betont lässiger Generation-X-Kleidung; kariertes Flanellhemd, offen über der Jeans getragen, Windjacke mit Kapuze, Stadt-Rucksack. So einer soll ewiggestrigen Ideen anhängen?"

Bernhard Odenahl: *Macht, Gewalt, Ekstase*, in: *Falter* 9/95.

Aber alles Tarnen half nichts: Böhm-Ermolli wurde zum Anführer einer perfiden Vereinnahmung des „Techno“ stilisiert, weil er dieser Musikrichtung eine Deutung als zeitgenössisches „Stahlgewitter“ unterschieben wolle, in einer Neuauflage des Konzeptes einer technophilen „Moderne von Rechts“ im Gefolge von Marinetti und Ernst Jünger. In einem Artikel, der sich auch als „Binnenfeinderklärung“ lesen läßt, stilisierten noch Jahre später Manuel Ochsenreiter und Jürgen Hatzenbichler Ernst Jünger zum „ersten deutschen Raver“ und deuteten die stundenlange Ekstase des Ravers als „Rebellion“ gegen eine „durchrationalisierte“ Welt, verwandt mit den Entgrenzungszuständen des „Kampfes als inneres Erlebnis“. In einem Interview mit der *Jungen Freiheit* (31-32/1995) lehnte Böhm-Ermolli die pauschale Deutung des Techno als „rechts“ (oder auch „links“) ebenso ab, wie den Gedanken, eine kleine Minderheit könne eine Massen-Szene „unterwandern“, und sprach sich gar ausdrücklich gegen einen politischen „Mißbrauch“ der Musik aus.

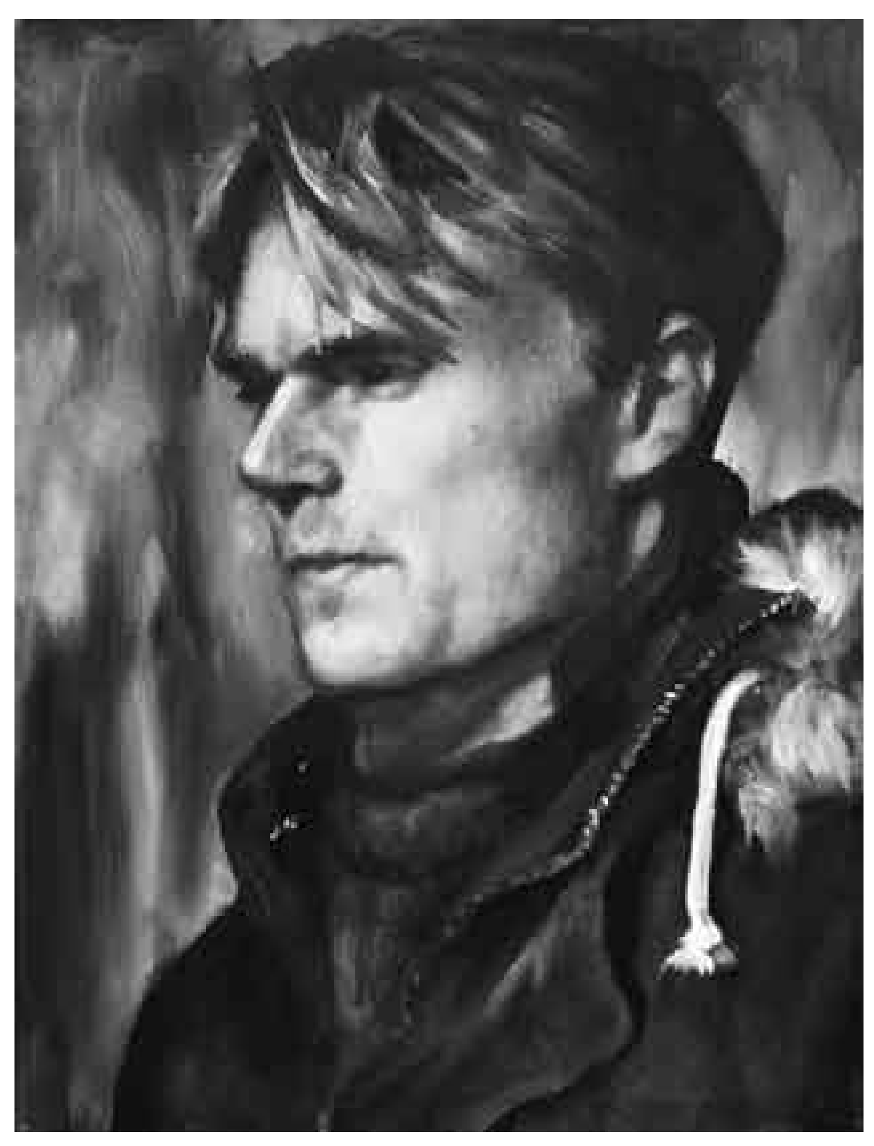
Norbert Leser und Manfred Wagner (Hrsg.): *Österreichs politische Symbole*. Wien 1994.

Dennoch: Die Verknüpfung von Popkultur und Totalitarismus über die Ästhetik (kurze Haare, Tarnjacken, Militäroveralls, Kampfstiefel und Camouflage-Minis) mußte dem künstlerisch ambitionierten Böhm-Ermolli ins Auge springen. Sein Essay *Politische Symbole im Austrofaschismus und Nationalsozialismus* in der Anthologie *Österreichs politische Symbole* beschrieb in unbekümmert-postmoderner Manier den Nationalsozialismus als durchdesigntes Meisterstück der *concept-art* mit Hitler als oberstem „Chefgraphiker und art-director“.

Wegen der angeblichen Behauptung, Hitler sei „ein großer Staatsmann“ gewesen, verlor Böhm-Ermolli bereits im Dezember 1994 seinen Posten beim RFJ. Tatsächlich lehnte er Hitler als Vertreter eines plebejerhaften Massengeistes ab, er bezeichnete ihn ebenso als „Kniébolo“ wie den populistischen Superstar der FPÖ, Jörg Haider. Parteiarbeit und -politik erschienen Böhm-Ermolli zunehmend sinnlos. Der „Putsch im Alsergrund“, bei dem die Bezirksobfrau der FPÖ Ingrid Kariotis von der Böhm-Ermolli-Fraktion geschlossen abgewählt wurde, war vielleicht bereits purer Aktionismus. Die linken Medien stilisierten die „Rechtsextremen“ in der FPÖ hemmungslos zu geistigen Brandstiftern. Die *Falter*-Ausgabe, auf der groß das Ortsschild von Oberwart im Burgenland prangte, wo vier Zigeuner durch eine Bombe der „Bajuwarischen Befreiungsarmee“ getötet worden waren, verknüpfte die Mordtat assoziativ mit dem Aufstieg der jungen Rechten: „Die junge Rechte liebt es intellektuell. Statt Asylantenheime möchte man den linken Geist zerstören.“ Böhm-Ermolli war in dieser Perspektive eines dieser klug getarnten Reptilien. „Das Monster schien kurz auf (...) dann wieder die grinsende Glätte des New-Wave-Twens, schicke Jeansjacke oder wehender langer Mantel“, zitierte man Sentenzen von Klaus Theweleit über Ewald Althans.

Böhm-Ermolli zog sich indessen weitgehend aus der Politik zurück. Mit dem FPÖ-Umfeld war nichts anzufangen, und dem RFJ Pasolini-Filme nahebringen zu wollen, war ein fruchtloses Unterfangen. Er setzte neu an: Mit den Gefährten des „konservativen Clubs“, der zeitweise WG-artig in der Schwarzspanierstraße zusammenwohnte, wurde begierig das „Opium der Konservativen Revolution“ (Jürgen Hatzenbichler) inhaliert, man verschlang Klassiker wie Syberberg, Benoist, Evola, Weininger und natürlich Ernst Jünger, dem man in Wilflingen Besuche abstattete. Dazu kamen Esoterik, Parapsychologie, Astrologie, obskure Traktate wie die *Aorta*-Hefte aus der Feder „Kadmons“ (Gerhard Petak), dem Kopf des Musikprojekts *Allerseelen*. Wien wurde wieder zur „Wetterecke der Moderne“, zur „Versuchsanstalt für Weltuntergänge“. Geheimnisvolle Kraftlinien zogen sich netzartig vom Stephansdom, der Schatzkammer der Hofburg, der Akademie am Schillerplatz über die Strudlhofstiege im Alsergrund und dem Gasometer bis hin zum Ullrichsberg. Man hörte Bands wie *Death in June* und las Szeneblätter wie *Sigill*, das damals wichtigste Organ des aus dem *Darkwave* hervorgegangenen *Neofolk*. Man träumte davon, die Moderne mit ihren eigenen Mitteln zu schlagen, „den Tiger zu reiten“.

Warum und wann setzte der Sog ins Nichts ein, der im Selbstmord endete? Es liegt wohl in der Natur einer solchen Tat, daß sich ihre letzten Gründe dem Blick von außen verschließen. „Der Selbstmord wird in der Stille des Herzens vorbereitet wie ein Kunstwerk“, schrieb Albert Camus. Tatsache ist, daß Böhm-Ermolli zunehmend paranoide Züge an den Tag legte: Ein psychotischer Wahnsinn, den er durch seine gesteigerte innere



Vor der Apokalypse – Christian Böhm-Ermolli, gemalt von Stefan Ridl nach der Apokalypse 1996

und äußere Aktivität, einen permanenten inneren Rausch, noch forcierte und beschleunigte, nahm überhand, und wahrscheinlich war er tatsächlich „von Ecstasy zerfressen", wie Andreas Mölzer vermutete. Bald sah er sich verfolgt von finsteren Verschwörermächten, die ihn jederzeit zu erwischen drohten.

Nun flackerte vor Böhm-Ermollis Augen jenes „Irrlicht" auf, das Drieu la Rochelle in seinem berühmten gleichnamigen Suizid-Roman beschrieben hatte. Aus der Ferne schien es jedoch ein Fanal zu sein, eine jener heroisch entzündeten Fackeln, die Julius Evola in *Revolte gegen die moderne Welt* beschrieb: „Am Rande der großen Weltströmungen gibt es noch Menschen, die in den ‚unbeweglichen Landen' verankert sind (...) Sie verteidigen die Gipfellinien und gehören nicht dieser Welt an (...) Dieser innerste Kern handelt nicht: er hat nur die Aufgabe, die der Symbolik des ‚ewigen Feuers' entspricht. Dank ihm ist die Tradition trotz allem gegenwärtig, brennt die Flamme unsichtbar, und etwas verbindet diese Welt mit der Überwelt."

Pierre Drieu la Rochelle: *Das Irrlicht*. Berlin 1967.

Julius Evola: *Revolte gegen die moderne Welt*. Engerda 1997.

Unter dem Einfluß von Evola reifte in Böhm-Ermolli die Erwartung einer reinigenden Apokalypse, die den Übergang zu einem neuen Zeitalter bringen sollte, und er sah er sich dazu berufen, durch ein Selbstopfer ein Zeichen zu setzen, wie Stauffenberg, dessen Putschversuch ebenso aussichtslos gewesen war wie derjenige Yukio Mishimas. In einer theatralischen Aktion nahm der todesbesessene japanische Schriftsteller am 25. November 1970 mit Hilfe einiger Gefolgsleute im Hauptquartier der japanischen Armee in Ichigaya einen General als Geisel und forderte den Antritt der Belegschaft der Kaserne, um von einem Balkon aus eine Rede zu halten. Hubschrauberlärm, Beschimpfungen und Hohngelächter übertönten den ebenso flammenden wie lächerlichen Appell an die Soldaten, zum Kriegergeist, zur Kaisertreue und den transzendenten Werten des alten Japan zurückzukehren. Mishima, gekleidet in eine elegante Phantasie-

Henry Scott Stokes: *Yukio Mishima. Leben und Tod*. München 1986.

uniform, die er selbst entworfen hatte, beendete seinen letzten Auftritt mit dem Ruf „Tenno Heika Banzai!", stieg in das Büro des Generals zurück und schlitzte sich nach dem klassischen Ritual des *sepuku* den Bauch auf.

In einer Welt, in der die Masse ebenso wie ihre politische Führung den eigenen Untergang wollte, war aus der Sicht Böhm-Ermollis paradoxerweise nichts anderes zu tun übrig, als sich gegen den Strom der Lemminge zu werfen, untergehend wie sie, im Gegensatz zu diesen jedoch durch eine bewußte Tat. Am 5. März 1996 erschoß er sich mit seinem Jagdgewehr, im Stil der Offiziere der k.u.k.-Armee: Ein Schluck Wasser im Mund garantierte das Explodieren der Schädeldecke.

Martin Staudinger: *Böhm-Ermollis Nacht*, in: *Falter* 12/96.

Das Ungeheuerliche dieser Tat ließ Freund und Feind den Atem stokken. Der Bericht über Böhm-Ermollis Freitod, der im *Falter* erschien, war zurückhaltend und getragen. Tatsächlich schien es so, als könne der Autor einen gewissen Respekt nicht verhehlen. Der Verfasser selbst erinnert sich an den tiefen Eindruck, den der Artikel bei ihm hinterlassen hat. Ein Nachruf, gezeichnet mit den Namen Nikolaus Amhof, Johann Gudenus und René Scheibe, erschien in der *Jungen Freiheit* vom 29. März 1996: „Wenn die Guten nicht kämpfen, siegen die Bösen (...) Das Licht seines Geistes brannte zu hell, um lange zu leuchten." Böhm-Ermollis Epopöe schrieb fünf Jahre später Werner Bräuninger in der *Aula*.

Werner Bräuninger: *Christian Böhm-Ermolli. Zum Tod eines Unkonventionellen*, in: *Aula* 7/8, 2001.

Christian Böhm-Ermolli war Jahrgang 1965, mithin so etwas wie ein Dissident der „Generation X". Der Begriff geht in dieser Form auf den gleichnamigen Roman von Douglas Coupland (1991) zurück und bezeichnet die Stimmungslage der Jahrgänge von etwa 1965–1975. „Generation X", das bedeutete eine Abkehr von den Idealen der Eltern, Zynismus, Nihilismus, Ziellosigkeit, Entscheidungsschwäche, aber auch den Wunsch, den Konsum- und Yuppie-Idealen der achtziger Jahre zu entrinnen, was nicht ausschloß, sich einer unpolitischen Spaßkultur hinzugeben. Die *Twentysomethings*, die sich mit *McJobs* durchschlugen und regelmäßig den *Mid-Twenties-Breakdown* erlitten, wählten sich als Idol bezeichnenderweise den traurigsten aller Rockstars, Kurt Cobain, den Kopf von *Nirvana*, der sich 1994, ebenfalls mit einem Gewehr, erschoß. Im Nachspiel dieses Trends tauchte dennoch immer wieder vereinzelt die alte Sehnsucht nach dem reinigenden Ausnahmezustand auf, wie sie in den Neunzigern von Böhm-Ermolli und anderen Protagonisten der jungen Rechten sowie der *Neofolk*-Szene verkörpert wurde. Die zynischste Absage an die Passivität der „Generation X" war Chuck Palahniuks „Kult"-Roman *Fight Club* (1996). In der Gestalt des Tyler Durden mutiert der „Gen-X-Slacker" zum nihilistischen Faschisten im Sinne Drieu La Rochelles: „Wir schlagen uns gegen alle!". In dem Popliteraten-Manifest *Tristesse Royale* wünschte sich Alexander von Schönburg einen „Herbst 1914" als Heilmittel gegen die „Langeweile" und die „Wohlstandsverwahrlosung". Einer der Teilnehmer der als blasierte Dandys posierenden Runde, Christian Kracht, Jahrgang 1967, der mit *Faserland* (1995) einen prototypischen „Generation-X"-Roman geschrieben hatte, ließ schließlich in seinem großen Wurf *1979* den dekadent-hedonistischen Protagonisten in einem rotchinesischen Umerziehungslager enden. Damit vollzog er die Sehnsucht der Décadents der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach, die sich nach totalitären Eiszeiten sehnten,

Douglas Coupland: *Generation X. Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur*. Berlin 1991.



Galgenmann – Konrad Markus Leiner, „ORT" (Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Merve-Verlags Berlin)

um den Morast im Innen wie im Außen trockenzulegen. „Kälte ist zu empfehlen, wo es anrüchig wird. Es geht sich leichter über gefrorenen Schlamm“ (Ernst Jünger). Kritiker nannten Krachts Buch zu Recht eine „Selbstauslöschungsphantasie“.

Christian Kracht: *1979*. Köln 2001.

Chuck Palahniuk: *Fight Club*. München 1997.

Tristesse Royale. Das popkulturelle Quintett mit Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander v. Schönburg, Benjamin v. Stuckrad-Barre. Berlin 1999.

Christian Böhm-Ermollis eigentlicher Zwilling im Geiste war jedoch der Jungstar des postmodernen Berliner Merve-Verlags, Konrad Markus Leiner, alias QRT, auch bekannt als „Fascho-Kurt“. Er teilt mit Böhm-Ermolli nicht nur das Geburts- und Sterbejahr: Auch er schied vermutlich freiwillig aus dem Leben, in seinem Fall durch den „Goldenen Schuß“ einer Überdosis Heroin. Leiner wurde 1965 in Konstanz geboren und entstammte einer Philosophenfamilie. Die Hauptstadt seines Wirkens wurde allerdings Berlin. Auch er war ein schillernder Charakter, der sein Leben im Zeitraffer verbrauchte. Er hinterließ tausende Manuskriptseiten zu den entlegensten Themen, denen jedoch allesamt ein transgressives Element zugrundeliegt: Drogen, Horrorfilme, Pornographie, Gewalt, politische Extremismen.

QRT: *Tekknologic Tekknowledge Tekgnosis*. Berlin 1999.

An der FU Berlin provozierte der Student mit seiner brillanten, aggressiven Intellektualität und einem ungenierten „Fascho“-Look, irgendwo zwischen Techno und Neofolk: „Mit seinem Kleidungsstil, einem individualistischen Radical-Chic-Plagiarismus proletarischer Jugendbewegungen, kurzgeschorenem Haupthaar, Militäroverall, Militärstiefeln, fellbezogener Lederjacke und seiner großen Vorliebe für die schwarze Romantik wirkte er wie ein Abziehbild seiner eigenen Vorstellungen vom Antibürger“ (Mario Mentrup).

Leiner war kampfsporterprobt, Meinungsverschiedenheiten wurden mitunter mit der Faust ausgetragen. Neben seiner Karriere als Schriftsteller war er als Schauspieler, Barkeeper, Musiker und Porschefahrer tätig. Seine Techno-Theorie schließt nahtlos an die „neurechte“ Deutung an: „Die Techno-Bewegung ist eine militärische Organisation, die im Raum der Diskothek einen Medienkrieg ausficht (...) die gezielte Deprivation der Sinne, das ‚zu grell‘ und ‚zu laut‘, der Drogenexzeß und völlige körperliche Verausgabung im Tanz sind Strategien der paramilitärischen Bildung (...) im Techno steht der archaische Krieger wieder auf, allerdings als ein Exponent der Ordnung des Heiligen (...) die Techno-Kultur bricht mit dem Wertesystem der bürgerlichen Gesellschaft, das den Mythos durch die Ideologie ersetzt.“

QRT: *Drachensaat. Der Weg zum heroischen Nihilismus*. Berlin 2000.

QRTs Hauptwerk *Drachensaat* erschien vier Jahre nach seinem Tod in schwarzem Einband. Auf über fünfhundert Seiten tauchte er tief hinab in den Schlund des von ihm so bezeichneten „heroischen Nihilismus“, der mit der „Konservativen Revolution“ quasi deckungsgleich sei. Wie der späte Armin Mohler erblickte er deren wilde Nachfolger in den französischen Postmodernen und Poststrukturalisten. Ausgehend von den zentralen Gestalten Otto Weininger, Hans Blüher, Ernst Jünger, Oswald Spengler entwarf er eine affirmative Theorie des Helden, die sich allerdings in dem für Postmoderne typischen ortlosen Raum bewegt, hemmungslos assoziiert, deliriert und spekuliert. Am Ende sprach er trotzig den Verfemten das Wort: „Dieser Text wollte von den Diskursen handeln, die kein Ohr mehr haben. Die hier behandelten Autoren wurden verdrängt, beiseite geschoben, verhöhnt, verunglimpft und ignoriert. Man hat sie in das geistige Massengrab gestoßen, in dem so vieles verrottet, was unsere Rentenversicherungsgesellschaft nicht mehr verdauen kann. Die Geschichte des Heroischen Nihilismus zeigt einmal mehr: die Wahrheit ist ein Siegerrecht (...) Es kommt, man kann es der deutschen Philosophie nur wünschen, vielleicht eine Zeit, in der mit Begeisterung Spengler gelesen wird, wenn sich kein Mensch mehr an den Namen Habermas erinnert.“ Der Durst, der aus diesem Buch und diesen Zeilen spricht, war nur durch einen letzten Exzeß zu stillen, er kostete QRT das Leben.

Es war eingangs von Unkonventionellen, Exzentrikern und Märtyrern die Rede. Genausogut ließe sich von Überspannten, Pathologischen, Romantikern, Extremisten, Narzissen reden. Ist das bereits ein Einwand? „Unsere Hoffnung ruht in den jungen Leuten, die an Temperaturerhöhung leiden, weil in ihnen der grüne Eiter des Ekels frißt, in den Seelen von Grandezza, deren Träger wir gleich Kranken zwischen der Ordnung der Futtertröge einherschleichen sehen“, schrieb Ernst Jünger 1929. Nehmen wir sie wahr, diese jungen Leute!

Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*. Hamburg 1929.

Viergliederung der Demokratie

Ein Gespräch mit Prof. Dr. Johannes Heinrichs

Herr Professor Heinrichs, Sie gehörten 15 Jahre dem Jesuitenorden an, haben als Jesuit Philosophie, Theologie, Germanistik sowie Psychologie studiert, wurden zum Priester geweiht und erhielten schließlich eine Philosophieprofessur in Frankfurt am Main und Rom. Warum haben Sie 1977 den Orden verlassen und damit zunächst der unsicheren Existenz als freier Schriftsteller den Vorzug gegeben?

Es waren nicht etwa persönliche Konflikte im Orden. Ich fühlte mich geistig im Katholizismus nicht frei, sondern in einer Sackgasse mit der Verpflichtung als Jesuit, einem alten monarchischen und feudalen Kirchensystem dienen zu sollen. Nachdem ich in der Aufbruchszeit des II. Vatikanischen Konzils (1962–1965) eingetreten war, fühlte ich mich durch die neue Restauration betrogen.

Übrigens strebte ich „zunächst" durchaus einen Lehrstuhl an einer weltlichen Universität an, machte aber dann die Erfahrung, welche Macht die Kirche selbst an den Philosophischen Fakultäten (durch Konkordatslehrstühle etwa) ausübt und daß man ohne „Seilschaften" an diesen „freien" Universitäten keine Chance hat, daß also allerhand mit der sachlichen Qualitätsauslese nicht stimmt.

Nach Lizentiat und Promotion widmeten Sie Ihr nächstes Buch 1976 der Reflexion als soziales System. *Sie entwerfen darin eine* Reflexions-Systemtheorie der Gesellschaft, *weil zur Vermittlung des individuellen Handelns mit dem politischen System die praktische Reflexion nötig sei. Was ist darunter zu verstehen und wie ist das Buch mit der enthaltenen Habermas-Kritik aufgenommen worden?*

„Praktische Reflexion" bedeutet erstens gelebte oder vollzogene Reflexion im Unterschied zur theoretisch nachträglichen. Diese letztere hat „nur" die

Aufgabe, die gelebte Reflexion zu rekonstruieren. Wenn diese allerdings gar nicht als Reflexion erkannt wird, sondern beispielsweise als präreflexives Ego und einfacher Bewußtseinsstrom, kann sie auch nicht adäquat rekonstruiert werden. Praktisch ist die Reflexion zweitens insbesondere als interpersonale: Das zwischenmenschliche Verhältnis ist ein Reflexionsverhältnis: Ich reagiere auf dein Verhalten wie deine Erwartungen und umgekehrt. Wir verändern uns darin gegenseitig. Diese Veränderung ist das praktische daran. Dort ist die Reflexion zuhause, die nicht nur „unter dem Hirnschädel wuchert", wonach Marx suchte, die nicht bloß verschiedene Interpretation der Welt ist. Von hier aus müssen die Strukturen der Gesellschaft und deren Veränderung verstanden und angefaßt werden.

Was Habermas und seine Gläubigen angeht: Unter der Herrschaft des „herrschaftsfreien Dialogs" wurden meine früheren Entwürfe ignoriert. Ignorieren ist bekanntlich das Einfachste. Erst im neuesten Buch *Handlungen. Das periodische System der Handlungsarten* habe ich Habermas durch einen „Offenen Brief" persönlich herausgefordert.

Schon vor dreißig Jahren stand also das Problem der Demokratisierung der Demokratie im Mittelpunkt Ihrer Überlegungen. Seitdem ist viel passiert, Mauerfall und Wiedervereinigung haben zur sogenannten „Berliner Republik" geführt. Haben wir die Demokratie, wie Sie sagen, „von einem Nachkriegsimportartikel zu etwas eigenständig Durchdachtem und Gelebtem" entwickeln können?

Kurze und einfache Antwort: Nein! Zwar war die „Kritische Theorie der Gesellschaft" sehr populär und hätte eine große Chance der Realisierung von Philosophie dargestellt, aber es fehlte die konstruktive Substanz. Mit bloßer Kritiktheorie läßt sich nichts dauerhaft bewegen.

Ihr Vorschlag, den Sie 2003 in Ihrem Buch Revolution der Demokratie *als „idealtypische Demokratiedefinition" präzisierten, läuft auf eine Viergliederung der Demokratie hinaus. Können Sie uns kurz erläutern, was es damit auf sich hat?*

Die Viergliederung ergibt sich aus der Stufenstruktur der menschlichen Reflexion: erstens einfache Intention, zweitens einseitig-subjektive Reflexion, drittens doppelt-gegenläufige kommunikative Reflexion und viertens systembildende Metakommunikation. Daraus folgt für das große soziale System die Unterscheidung der Subsysteme: erstens Wirtschaft, zweitens Politik im engeren Sinne, drittens Kultur und viertens Grundwertesystem. Dieser latenten Gliederung unserer Gesellschaft muß explizit durch Institutionen Rechnung getragen werden, angefangen bei unabhängig voneinander gewählten Parlamenten für jede Ebene. Ähnlich wie ein einzelner Mensch nicht richtig „ticken" kann, wenn er nicht wenigstens implizit eine Wertstufenordnung einhält (A. Maslow), kann eine moderne Gesellschaft nicht befriedigend funktionieren, ohne explizit, also durch geeignete Institutionen, dieser Werte-Ordnung Rechnung zu tragen. Deshalb die allseits beklagte Dominanz der Wirtschaft, deshalb die Lähmung unseres Parteiensystems, das diese Unterschiede nicht berücksichtigt.

Sie plädieren also nicht dafür, wie andere Demokratiekritiken der letzten Jahre, beispielsweise Demokratie. Der Gott, der keiner ist *von Hans-Hermann Hoppe, den Staat aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen und alles in einer „Utopie der Selbstverwaltung" münden zu lassen. Welche Rolle spielt der Staat in Ihrer „Realutopie"?*

Ich halte die Flucht in Bürgerbewegungen, die nicht *gleichzeitig* eine Neuordnung des Staates anzielen, für schlechte Utopie und ziemlich gefährlich. Staat ist nichts anderes als die umfassende Rechtsgemeinschaft. Das Verhältnis von Bürgergesellschaft und Staat als ein Gegeneinander aufzufassen, ist immer ein Krankheitssymptom.

Sie haben sich mit der Idee der Viergliederung mit einer Partei an den Berliner Abgeordnetenhauswahlen im letzten Jahr beteiligt. Welche Erfahrungen haben Sie dabei gemacht, und sehen Sie weiterhin Chancen, Staat und Gesellschaft auf diesem Wege zu verändern? Was sagen Sie

jungen Leuten, die vor der Entscheidung stehen, sich in einer Partei zu engagieren?

Das Bündnis mit der „Humanwirtschaftspartei" war zu schmal. Darüber hinaus hat sich in mir der Gedanke verstärkt: Nur von den geistigen Grundlagen her können wir unsere Gesellschaft und Demokratie grundlegend weiterentwickeln, also nicht mit vordergründiger Pragmatik. Das Konzept der Viergliederung ist natürlich sehr umfassend und geht in die Tiefe. Aber es ist doch verständlich für eine Mehrheit der Bevölkerung. Es wird noch ein paar Jahre dauern, bis auch die „Pragmatiker" unter den politisch Interessierten und Kritischen begreifen, daß „Revolution der Demokratie" nur von den geistigen Tiefen her – „von Grund auf" – gemacht werden kann. Also, ich engagiere mich nicht mehr praktisch, wo diese Gründe nicht wirklich erfaßt werden und würde auch den Jüngeren so raten. Abgesehen davon, daß anders auch gar keine Chancen bestehen. Aus demselben Motiv, Politik mit Geist zu verbinden, habe ich meine jüngst erschienene Hölderlin-Interpretation im Titel daran anklingen lassen: *Revolution aus Geist und Liebe.*

Sie haben dieses Ihr jüngstes Buch über Hölderlins Hyperion *Rudolf Bahro gewidmet, der vor bald zehn Jahren verstarb. Als sein Nachfolger haben Sie von 1998 bis 2002 Sozialökologie gelehrt. Was verbinden Sie mit Bahro und seinem Entwurf einer Sozialökologie?*

Ich glaube zwar, in theoretischer Hinsicht weiter zu sein als Rudolf Bahro. Was ich jedoch einmalig bei ihm finde, ist seine konstruktiv gemeinte, also nicht in Gewalt und bloße Verweigerung abdriftende Radikalität und Weite, seine Art, Politik und Geist zusammenbringen zu wollen und nach der Möglichkeit zu forschen, wie „der Blitz des Gedankens in den naiven Volksboden einschlagen kann" (Hölderlin/Marx). Man kann sich heute lange umsehen nach solchem Charisma. Zu seinen Lebzeiten, jedenfalls, solange er noch Kraft hatte, haben wir uns wohl gegenseitig unterschätzt. Deshalb habe ich der von Ihnen erwähnten Widmung hinzugefügt: „Bei Hölderlin, dem weltlichen Revolutionär vom Geiste her, könnten wir uns wiedertreffen in vertiefter Freundschaft."

Sie haben in Anlehnung an Fichtes fünf Epochen der Vernunftgeschichte davon gesprochen, daß wir noch immer „im Stadium der negativen Befreiung von äußerlichen Autoritäten und zugleich im Stadium der vollkommenen Sündhaftigkeit" stehen. Kann uns der Deutsche Idealismus in dieser Lage helfen?

Der Deutsche Idealismus ist für mich keine historisch abgeschlossene, konservierbare Größe. Er war wesentlich nichts anderes als Reflexions-Systemtheorie und lebt in deren Weiterentwicklungen vital weiter. In dem Sinne kann er uns nicht bloß helfen, sondern ist entscheidend zukunftsträchtig. Dazu müssen wir allerdings das bloß historisierende Verhältnis zu ihm aufgeben, das in den Philosophischen Fachbereichen heute vorherrscht. Wir müssen an denselben, weiter gewachsenen Problemen auf neuen Stufen weiter denken. Dann erst gewinnt das sorgfältige Textstudium seinen vollen Sinn: Es wird zur unvergleichlichen Kraft- und Erleuchtungsquelle, vielmehr zu vergleichen mit unserem eigenen genauen Blick auf die Erfahrungswirklichkeit.

Der Soziologe Wilhelm Hennis hat vor kurzem in einem Interview die These vertreten, daß der „kulturkritische Geist des Widerspruchs" die Deutschen lange Zeit von anderen Nationen unterschieden hätte. Worin sehen Sie die Besonderheit Deutschlands? Gibt es einen deutschen Weg in die Moderne?

In Deutschland ist eine bestimmte Reflexionskultur am stärksten ausgeprägt worden, mit allen Gefahren und Chancen. Ich interpretiere Hölderlin genau so, wenn er im vorletzten Brief seines *Hyperions*, dem skandalösen Klage- und Anklagebrief über die Deutschen, sprechen läßt: „Ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen." Das ist nach meiner Deutung die Zerrissenheit der Reflexion, die das „schö-

ne Leben“ spaltet und alle möglichen Spaltungen hervorbringt. Es gibt aber keinen anderen Weg, als diese schicksalhafte kulturelle (nicht blutsmäßige) Belastung als Gabe zu sehen und den Weg mutig zu Ende zu gehen. Daher nochmals die Bedeutung des Deutschen Idealismus, der für den sensiblen Heinrich Heine „eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit war, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können“.

Diese Stellung der Reflexion war übrigens auch mein tiefster Diskussionspunkt mit Bahro, wie man in seinem Nachwort zum *Sprung aus dem Teufelskreis* nachlesen kann. Nicht zufällig schließt sich hier der Kreis zum Anfang dieses Interviews. Was die Moderne angeht, so haben wir noch gar nicht begriffen, daß sie nichts anderes als die Epoche der reflexiven Differenzierungen ist, nicht zuletzt der Differenzierung der oben genannten Subsysteme. Wir müssen diese Moderne produktiv und bewußt zu Ende führen und ihre Hausaufgaben erledigen – statt uns etwa mit einigen französischen Essayisten und ihren deutschen Nachahmern in eine vage Postmoderne hinein flüchten zu wollen.



Zu dieser Vollendung der Moderne gehört die theoretische und praktische Durchführung der philosophischen Reflexion unabdingbar dazu. Insofern geht es keineswegs um einen deutschen Sonderweg in die Moderne. Vielmehr müssen sich die Deutschen vom scheinbaren Schlußlicht zur Lokomotive einer endlich durchdachten, nein, praktisch durchgeführten Moderne machen. Genauso sahen es umrißhaft bereits Hölderlin, die deutschen Idealisten wie auch Marx. Wir müssen also, in aller Demut, endlich und mit Verspätung unsere Berufung begreifen. Das war bei der geistlosen Durchführung von industrieller Revolution und katastrophal regressiver Bewegung nach dem Ende der Weimarer Republik gerade nicht der Fall. Die deutschen „Sonderwege“ waren meist suchende oder tragische Abirrungen von ihrer eigenen Berufung zu einer Einheit von ganzheitlicher Tiefe und reflexiver Klarheit, was aber die Kritiker dieser Sonderwege am wenigsten begreifen.

Auch wenn es die Philosophen laut Hegel nicht mit dem Prophezeien zu tun haben, möchte ich Sie nach einem Ausblick auf Deutschlands Zukunft fragen. Werden uns Migration, Technikfolgen und Terrorismus auf einen Dritten Weg zwingen?

Wenn Sie mit „Drittem Weg“ ein Wirtschaftssystem meinen, das weder kapitalistisch noch „sozialistisch“ im verfehlten Sinne ist, bin ich einverstanden. Darum ging es uns ja auch mit der „Humanwirtschaft“. Doch sind die Perspektiven, wie angedeutet, eben viel umfassender als allein wirtschaftlich. Ich glaube aber nicht, daß wir uns zu irgend etwas noch zwingen lassen müssen. Zwang wäre wieder Mangel an Einsicht und Mut, ihr zu folgen. Unsere Berufung und Chance sehe ich gerade in der Verwirklichung von Einsichten.

Das Grundgehalt

von Florian Wolfrum

Die Wucherungen im deutschen Sozialsystem sind periodisch wiederkehrend Thema erregter Debatten. Rundumversorgung für Arbeitsverweigerer, Verwaltungsmoloch, stille Enteignung der Steuerzahler, Umverteilungswahn sind Schlagworte und Argumente, die für oder wider die umfassende finanzielle Absicherung eines jeden im Staate angeführt werden. Nun sind in den letzten beiden Jahren Forderungen nach einem Grundgehalt, das der Staat jedem Bürger voraussetzungslos zu gewähren habe, aus prominentem Munde laut geworden: Der thüringische Ministerpräsident Dieter Althaus und der Chef der DM-Drogeriemarktkette Götz Werner konnten ihre Ideen öffentlichkeitswirksam plazieren. Beide verstehen unter Grundgehalt eine vom politischen Gemeinwesen an alle Mitglieder ohne Gegenleistung und ohne Bedürftigkeitsprüfung zu gewährende Leistung, unabhängig also vom Einkommen, Lebensalter, vom familiären Stand oder einer bestimmten Erwerbsfähigkeit.

Hinsichtlich der konkreten Ausgestaltung existiert ein umfänglicher Fundus an Vorschlägen und Kombinationen im Rahmen einer lebhaften internationalen Diskussion. Das Grundeinkommen wird gefordert als Einmalbetrag, als wiederkehrende Leistung oder als Steuergutschrift (Negativsteuer, Freibetrag). Es soll individuell, also ungeschmälert durch eine Bedarfsgemeinschaft wie Familie oder Lebensgemeinschaft, berechnet werden. Die geforderte Höhe variiert von wenigen hundert Euro bis auf ein veritables Wohlstandsniveau von 1.500 Euro. So fordert Werner Beträge zwischen 850 und 1.500 Euro.

Yannick Vanderborght, Philippe van Parijs: *Ein Grundeinkommen für alle? Geschichte und Zukunft eines radikalen Vorschlags*, Frankfurt a.M. 2005.

Ministerpräsident Althaus fordert ein Bürgergeld von 800 Euro, alternativ 400 Euro bei Einkommen über 1.600 Euro. Ein Krankenkassenbeitrag von 200 Euro ist in seinem Modell enthalten; Eigeneinkünfte

Götz W. Werner: *Einkommen für alle*, Köln 2007.

sollen mit 50 Prozent, im zweiten Fall mit 25 Prozent besteuert werden. Soweit die Steuerlast das Grundgehalt nicht konsumiert, wird es ausgezahlt (Negativsteuer).

Ihren Ursprung hat die Idee des voraussetzungslosen Grundgehaltes in der neuzeitlichen Naturrechtslehre, die zwar als Bestandteil der europäischen und amerikanischen Geistesgeschichte erheblichen Einfluß auf die Verfassungsschöpfungen nahm, für sich genommen aber nicht Verfassungsrang hat.

www.solidarisches-buergergeld.de

Thomas Morus (1478–1535) entwarf in seinem schwärmerisch-radikalen Phantasie-Bericht *Utopia* eine „ideale" Gesellschaft, deren Grundversorgung aus durch chronische Überproduktion angehäuftem Reichtum bestritten wird. Dies funktioniert, weil die Bewohner zur eigenen Freude genau das tun, was sie sollen, nämlich arbeiten und der Staatsmoral widersprechende Vergnügungen meiden. Abweichler werden drakonisch bestraft. Im einzelnen enthält die Darstellung gravierende Wertungswidersprüche; inwieweit es sich dabei um ein kohärentes politisches Programm, bloße Sozialkritik oder gar Satire handelt, ist umstritten.

Erhebliche Strahlungskraft haben bis heute die Ideen des politischen Schriftstellers Thomas Paine (1737–1809), der zu den Gründervätern der USA gezählt wird.

Thomas Paine: *Agrarian Justice* (1797).

Aus einer naiven Vorstellung vom Leben der Indianer gewann er die Überzeugung, Armut werde durch Zivilisation erzeugt; im Naturzustand der Menschen komme sie nicht vor. Der Staat habe sicherzustellen, daß es allen Bürgern besser gehe als im vorstaatlichen Naturzustand. Ursprünglich hätten alle Menschen gleiches Recht an der Schöpfung. Dieses Recht sei durch Einführung des Grundeigentums als Folge der ertragsteigernden Bodennutzung *(cultivation)* stark eingeschränkt worden. Daher habe jeder Bürger mit Erreichen der Volljährigkeit Anspruch auf eine Einmalzahlung von 15 Pfund Sterling, die aus Grundabgaben zu bestreiten sei. Dieser Idee folgte der Staat Alaska, der seinen Bürgern seit 1976 jährlich zwischen 300 und 2.000 Dollar aus Erdöldividenden auszahlt, da diese die Effizienz herkömmlicher Bodennutzung überschreiten.

Scott Goldsmith: *The Alaska Permanent Fund Dividend*, in: G. Standing (Hrsg.): *Promoting Income Security as a Right: Europe and North America*, London 2004.

Fraglich ist aber eine Begründung, wenn eine Volkswirtschaft keine derartigen Sondereinnahmen zu verteilen hat. Eines der häufigsten Schlagworte ist die altehrwürdige „Menschenwürde". Oft wird dabei vergessen, daß diese dem Staat keine konkreten Handlungsformen gebietet, sondern lediglich verbietet, den Menschen zum bloßen Objekt staatlichen Handelns zu machen und die Subjektsqualität des einzelnen grundsätzlich in Frage zu stellen.

Das meint eine Abwehr existentieller Bedrängnis. Der Staat hat geeignete Instrumentarien zum Schutze der Menschenwürde zu entwickeln. Daraus läßt sich ein Sozialstaatsgebot, nicht aber eine Forderung nach allgemeiner Wohlstandsteilhabe, einem *soziokulturellen Existenzminimum* ableiten. Die Forderung nach einem Steuerfreibetrag oder einer Negativsteuer verkennt, daß der Steuerfreibetrag auf Erwerbseinkommen den Charakter der Einkommensteuer als faktische Zwangsarbeit wenigstens auf Ebene des Existenzminimums zu mildern sucht. Denn der Arbeitslose muß eine vergleichbare Zwangsarbeit, warum auch immer, nicht leisten – John Rawls spricht von Freizeit als sozialökonomischem Privileg.

Günter Dürig: *Der Grundrechtssatz von der Menschenwürde*, in: *Archiv des öffentlichen Rechts*, Bd. 81 (1956).

Gelegentlich ertönt die Mahnung, Arbeitslose würden durch die Verfahrensgestaltung, insbesondere die Bedürftigkeitsprüfung, die eine vollständige Offenlegung der persönlichen Verhältnisse verlangt, gedemütigt. Solche individuellen Prüfungen würden in der Tat zumindest teilweise wegfallen. Und durch diesen Wegfall der als repressiv empfundenen Arbeits- und Sozialverwaltung würde gleichzeitig die Verwaltung vereinfacht, obwohl sie – je nach Modell – nicht in dem Maße überflüssig würde, von dem manche Befürworter des Grundgehalts träumen.

John Rawls: *The Priority of Right and Idea of the Good*, in: *Philosophy and Public Affairs*, 1988.

Ein großes Problem, vor allem beim Modell zweier Steuer- und Grundgehaltsklassen, stellt die zeitliche Verschiebung der Zuwendung zur nachgereichten Steuerprüfung dar. Steuergutschrift könnte dann nur rückwirkend im Steuerbescheid berücksichtigt werden. Es bliebe die Feststellung erforderlich, ob eine das Grundeinkommen konsumierende Steuerpflicht besteht oder nicht und ob die diesbezüglichen Angaben wahrheitsgemäß sind. Alle heutigen Sozialfälle wären auch weiterhin mit dem bisherigen Aufwand individuell zu betreuen. Da das Grundeinkommen die Sozialfürsorge ersetzen soll, wären Bürger ohne ausreichendes Arbeitseinkommen

– dies sind nach Götz Werner etwa zwei Drittel aller – auf einen Vorschuß angewiesen, der nur aufgrund einer Einkommensprognose bewilligt werden könnte, also einer Bedürftigkeitsprüfung. Wird das Grundeinkommen dagegen zu Beginn des Berechnungszeitraumes an alle ausgezahlt und später von etwa einem Drittel der Bürger wieder zurückgefordert, so hätte der Staat auf Jahresfrist zusätzlich erhebliche Außenstände.



Ein Gutteil des Grundgehalts wird zweifelsohne in den Ausbau der Familienbibliothek investiert werden

Nicht alle Ideen laufen auf radikale „Vereinfachungen“ hinaus. Die FDP fordert in ihrem 56. Parteitagsbeschluß 2005 eine Negativsteuer mit einkommensabhängigen Anrechnungsstufen und Bedürftigkeitsprüfung. Einige Stimmen wollen individuelle Lebenserschwernisse wie Krankheit, Alter, Behinderung berücksichtigen. Je diffiziler allerdings ein Konzept, desto geringer wird naturgemäß die praktische Vereinfachung ausfallen. Gerechtigkeit, verstanden nicht als Gleichmacherei, sondern als vergleichend-wertende Antwort auf die Frage nach der Relevanz von Unterschieden, bedarf des Verwaltungsaufwands. Auch Formalismus und Bürokratie dienen, sofern nicht Selbstzweck geworden, der Gerechtigkeit.

www.unternimm-die-zukunft.de

So muß, wer behauptet, er habe durch andere Schaden erlitten, dies nach herkömmlichem Verständnis beweisen. Behauptet ein Arbeitsloser, andere seien schuld, daß er nicht arbeite, so gibt es eine Art Beweislastumkehr: Der Staat glaubt ihm zunächst und zahlt Lohnersatz- und Sozialleistungen. Erst wenn der Arbeitslose zumutbare Arbeit ausgeschlagen hat, gilt als erwiesen, daß es eben doch an ihm selber liegt, und die Leistungen können ihm gekürzt werden.

Die moralische Überlegenheit des Grundgehalts soll indes darin liegen, daß es die Menschen vom Zwang der Arbeit befreie. Die Arbeitgeber würden so gezwungen, auch für unbequeme Tätigkeiten optimale Vergütung und Arbeitsbedingungen zu schaffen. Die Verschlankung von Strukturen wird hier freilich ausgespart, denn die Einschränkung der dann wohl überflüssigen Arbeitnehmermitbestimmung fordert selbstverständlich niemand, im Gegenteil: Die Arbeitnehmer, so Vandenborght/van Parijs, hätten eine bessere Position in Tarifverhandlungen, da sie nicht vom Inhalt der Streikkassen abhängig seien. Daß das Streikrecht gerade im faktischen Zwang des Arbeitnehmers zur Erwerbsarbeit gründet, wird geflissentlich übersehen.

Götz Werner hält das Leben der alten Griechen für erstrebenswert, die nicht gearbeitet hätten, sondern ihre Sklaven arbeiten ließen. Unsere Sklaven seien die Maschinen. Diese sorgten für Überfluß. Allgemeiner Wohlstand sei nur noch ein Verteilungsproblem. Befreit vom Zwang zu arbeiten, könnten die Menschen auch gering bezahlte Arbeit annehmen oder sich je nach Lust ganz schöngeistigen, ehrenamtlichen, familiären oder sonst erbaulichen Tätigkeiten hingeben, ohne finanzielle Nachteile zu erfahren.

Tatsächlich beschert uns die Automatisierung heute ein nie dagewesenes Produktionsniveau. Allerdings weist diese Argumentation den übli-

chen Fehler eines dialektischen Geschichtsbildes auf: Wer garantiert uns denn, daß der erreichte technische Stand, die Überflußgesellschaft endgültig sind und auf ewig erhalten bleiben? Friedrich W. A. Fröbel legte dar, wie wichtig die Erziehung zur Arbeit für die Entwicklung des jungen Menschen ist. Erziehung zur Arbeit als „Ausbildung des Körpers selbst als Werkzeug des Geistes" durch planvolle Herstellung eines für andere verwertbaren Erzeugnisses – dies erst führt doch zur Internalisierung des „Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat" (1 Petr 4, 10). Arbeit fördert die moralische Selbstverortung des Menschen. Sie festigt den Charakter durch Hinleitung zu Erfolg und sozialer Anerkennung. Nach Fröbel ist sie „Mittel zur Vervollkommnung des Wesens des Menschen durch Erkenntnis".

Friedrich Wilhelm August Fröbel: *Die Menschenerziehung*, 1826.

Zu was sollen hingegen Kinder erzogen werden, denen vermittelt wird, Arbeit sei beliebig, unnötig, vermeidenswert, gar menschenunwürdig? Schon heute sind Sozialhilfe-Dynastien entstanden, die keinen Kontakt mehr zu Arbeitenden haben und deren Zöglinge in Schule und Berufsleben chancenlos sind, und so könnte es das Grundeinkommen selbst sein, das eines Tages die Axt an die Wurzel des Wohlstands legt. Denn Arbeitsneigung ist – anders als etwa Werner zu meinen scheint – den Menschen nicht in die Wiege gelegt, und einen besseren Lehrmeister als den Mangel gibt es nicht. Wer aber in Zeiten des Überflusses die Rückkehr des Goldenen Zeitalters feiert und freudig das Ende der Erwerbsarbeit verkündet, setzt kommende Generationen außerstande, unter widrigen Bedingungen zu existieren.

Ein Grund für die Zukunft: das Grundeinkommen. Interviews und Reaktionen. Stuttgart 2007.

Bis heute wird verkannt, daß ein hypothetisches Recht an einem ideellen Teil der Schöpfung für sich noch keinen Wohlstand garantiert. Wohlstand tritt immer nur ein, wo Handlungsmöglichkeiten erfolgreich genutzt werden. Ein Mensch wäre auch dann in der Lage, aus Faulheit oder Unfähigkeit zu verhungern, wenn ihn niemand hinderte, die Natur unumschränkt zu nutzen. An sich ist das Niveau des Urzustandes überwunden, wenn Lebensmittel- und medizinische Versorgung aller sichergestellt sind. Dies wurde weniger bei Naturvölkern, als in industriellen Massengesellschaften erreicht.

Die Effizienzsteigerung der Ressourcennutzung ist für Thomas Paine *made by cultivation*. Ähnlich anonym bezeichnen verschiedene Autoren unterschiedlicher Provenienz – auch Werner – die Errungenschaften der Industrialisierung und folgern daraus, daß ihre Früchte allen zustünden. Daß jedoch hinter jedem Erfolg fähige und regsame Menschen stehen, jeder Ertrag, der mehr als seinen Mann versorgt, keineswegs selbstverständlich ist, wird übersehen: Man stolziert vor Gericht und erhebt Rechtsanspruch auf Geschenke.

Tatsächlich handelt es sich bei der Stellung des Menschen zu den Gütern der Schöpfung nicht um ein Recht, sondern um eine bloße Erwerbsaussicht. Die Vernunftschöpfung „Recht" erkennt, daß alle Menschen ein gleiches Schema an Grundbedürfnissen haben. Daher mißt sie allen die gleiche Rechtsqualität zu, unbeschränktes Nutzungsrecht (Eigentum) an Gegenständen der Schöpfung erwerben zu *können*. Dem trägt der Staat Rechnung, indem er jeden als Rechtssubjekt anerkennt und neben einer Existenzsicherung Regeln gebietet, nach denen sich jeder „verwirklichen" kann. Den Rahmen, in dem dies geschieht, geben hingegen weniger formale Beschränkungen, als die tatsächlichen individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten vor, die meist mit höchst individuellen Sonderbedürfnissen einhergehen. Daher ist eine Rechtsordnung geboten, die möglichst vielen Menschen möglichst breite Entwicklungschancen gibt. Bei der Abwägung dessen, was dem einzelnen zulasten anderer bedingungslos zuzuwenden sei, gewinnen jedoch die Belange des Gemeinwohls und das individuelle Verdienst jedes Bürgers an Gewicht. Eine Pflicht des Staates, sich auf riskante sozialpolitische Experimente einzulassen, gar ein Recht auf allgemeine Wohlstandsteilhabe, besteht nicht.

Der Sinn der Gewohnheit

von Gerald Hüther

Aufgrund seines enorm plastischen, zeitlebens lernfähigen, sich durch sinnliche Erfahrungen strukturierenden Gehirns ist jeder Mensch zu jedem Zeitpunkt seines Lebens darauf angewiesen, neue Sinneseindrücke und die durch neue Wahrnehmungen im Gehirn generierten Erregungsmuster mit den durch vorangegangene Erfahrungen entstandenen und stabilisierten synaptischen Verschaltungsmustern in Einklang zu bringen, ihnen also „Sinn" zu verleihen. Was er dadurch an Stabilität gewinnt, verliert er an Flexibilität oder – auf das Thema dieses Heftes gemünzt – Fähigkeit zur Alternative. Alles nämlich, was ein Mensch an wichtigen Erfahrungen über sich selbst, über seinen Körper und seine Beziehung zur äußeren Welt gesammelt hat, ist in Form bestimmter Verschaltungsmuster von Nervenzellen in seinem Gehirn als innere Repräsentanz verankert worden, das meiste bereits während der Kindheit, vieles davon auch schon vor der Geburt.

Gerald Hüther: *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn*, Göttingen 2001.

Jede neue Wahrnehmung, also ein neuer Duft, eine neue Berührung, ein neues Geräusch oder ein neuer Sinneseindruck erzeugt im Gehirn ein entsprechendes Aktivierungsmuster, ein „Wahrnehmungsbild". Im Gehirn wird nun versucht, ein bereits vorhandenes Nervenzell-Verschaltungsmuster zu aktivieren (ein „Erinnerungsbild"), das irgendwie zu dem durch die neue sinnliche Wahrnehmung entstandenen Aktivierungsmuster paßt. Stimmen beide Bilder (das vorhandene Erinnerungsbild und das neue Wahrnehmungsbild) völlig überein, so wird der neue Eindruck als bekannt abgetan und entsprechend (routinemäßig) beantwortet. Kann

keinerlei Überlappung zwischen dem Neuen und irgendeinem bereits vorhandenen Bild hergestellt werden, so passiert gar nichts. Das neue Wahrnehmungsbild wird gewissermaßen als ein nicht zu den bisherigen Erfahrungen passendes Trugbild verworfen.

Interessant wird es immer dann, wenn das aus dem Gedächtnis abgerufene Erinnerungsbild zumindest teilweise zu dem neuen Wahrnehmungsbild paßt. Dann wird das alte Muster so lange geöffnet, erweitert und umgestaltet, bis das durch die neue Wahrnehmung entstandene Aktivierungsmuster in das nun modifizierte Erinnerungsbild integriert werden kann. Das wird dann als erweitertes inneres Muster festgehalten und für künftige Wahrnehmungen zum Abgleich erneut abgerufen. Dieses Muster bestimmt nun auch die künftigen Erwartungen. Ein Mensch nimmt also nie alles wahr, was ihm angeboten wird, sondern nur das, was irgendwie zu seinen Vorstellungen und Erwartungen (also zu seinen bisher gemachten Erfahrungen) paßt, also bereits partiell sinnvoll ist.

Gerald Hüther: *Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern*, Göttingen 2004.



Zug um Zug werden auf diese Weise die komplizierten Nervenzellverschaltungen in den verschiedenen Regionen aufgebaut. Die von den Sinnesorganen ankommenden Erregungsmuster werden dabei benutzt, um immer stabilere und zunehmend komplexer werdende „innere Bilder“ in Form bestimmter Verschaltungsmuster in den verschiedenen Hirnregionen zu verankern. Das gilt nicht nur für das Sehen und die Verankerung innerer „Sehbilder“, sondern ebenso für das Tasten und die Herausbildung innerer „Tast- und Körperbilder“, für das Hören und die Entstehung entsprechender „Hörbilder“ und das damit einhergehende Verstehen und Verankern von Sprache, letztlich auch für das Interesse am Zuhören. Auf gleiche Weise entwickelt sich die Fähigkeit, aus Gerochenem innere „Geruchsbilder“ anzulegen und mit anderen Sinneswahrnehmungen und den dadurch erzeugten inneren Bildern zu verbinden. Ja, sogar die von den Muskeln bei Veränderungen ihres Tonus zum Gehirn weitergeleiteten Signale werden benutzt, um innere Repräsentanzen von komplexen Bewegungsabläufen, gewissermaßen innere „Bewegungs- und Handlungsbilder“ in bestimmten Bereichen des Gehirns anzulegen und bei Bedarf abzurufen.

Diejenige Hirnregion, in der all diese komplexen, nutzungsabhängigen neuronalen Verschaltungen letztendlich zusammenlaufen, ist eine Region, die sich beim Menschen zuletzt und am langsamsten entwickelt, und die auch bei unseren nächsten tierischen Verwandten weitaus kümmerlicher ausgebildet ist. Anatomisch heißt sie Frontal- oder Stirnlappen. Sie ist in besonderer Weise daran beteiligt, aus anderen Bereichen des Gehirns eintreffende Erregungsmuster zu einem Gesamtbild zusammenzufügen und auf diese Weise von „unten“, aus tieferliegenden und früher ausgereiften Hirnregionen eintreffende Erregungen und Impulse zu hemmen und zu steuern. Ohne Frontalhirn kann man keine zukunftsorientierten Handlungskonzepte und inneren Orientierungen entwickeln, kann man nichts planen, kann man die Folgen von Handlungen nicht abschätzen, kann man sich nicht in andere Menschen hineinversetzen und deren Gefühle teilen, auch kein Verantwortungsgefühl empfinden. Unser Frontalhirn ist die Hirnregion, in der wir uns am deutlichsten von allen

Gerald Hüther/Inge Krens: *Das Geheimnis der ersten neun Monate. Unsere frühesten Prägungen*, Düsseldorf 2005.

Tieren unterscheiden. Und es ist die Hirnregion, die in besonderer Weise durch den Prozeß strukturiert wird, den wir Erziehung und Sozialisation nennen.

Auf die Frage, wovon dieses Sinn-Stiftende, für die Handlungsplanung verantwortliche Bewertungs- und Entscheidungssystem im frontalen Kortex gesteuert wird, gibt es eine überraschende Antwort: durch die im Verlauf von Erziehung und Sozialisation in der jeweiligen Herkunftsfamilie und der jeweiligen Herkunftskultur gemachten Erfahrungen. Die hier im Verlauf von Erziehung und Sozialisation erfahrungsabhängig herausgebildeten Netzwerkstrukturen bilden die Grundlage all jener Metakonzepte und Metakompetenzen, mit deren Hilfe jeder Mensch seine Erfahrungen bewertet, seine Entscheidungen trifft und seine Ziele festlegt. Sie sind also entscheidend dafür, wie und wofür ein Mensch sein Gehirn nutzt – und damit auch weiter strukturiert. Dabei muß jeder Mensch versuchen, immer wieder eine Kohärenz zwischen seinen bisher gemachten Erfahrungen und den Erfordernissen seiner sich ständig wandelnden Lebenswelt herzustellen – indem er in sich und in seiner Welt nach Sinn, also nach Stabilität sucht.

Karl Gebauer/Gerald Hüther (Hrsg.): *Kinder brauchen Wurzeln. Neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung*, Düsseldorf 2001.

Ein sehr entscheidender Auslöser für die fortwährende Anpassung der handlungsleitenden Muster an die in der jeweiligen Familie, der Sippe oder der jeweiligen Gemeinschaft herrschenden Strukturen ist die Angst – entweder die Angst vor (für ein Kind real lebensbedrohender) Ausgrenzung durch Verlassenwerden oder die Angst vor einer angedrohten Strafe oder die Angst vor der Verweigerung einer Belohnung in Form von Zuwendung und Wertschätzung, die das betreffende Kind erfährt. In allen diesen Fällen kommt es zur Aktivierung der sogenannten emotionalen Zentren im Gehirn (limbisches System). Mit dieser Aktivierung geht eine vermehrte Produktion und Ausschüttung von solchen Botenstoffen einher, die im normalen Routinebetrieb des Gehirns nie in diesen Mengen freigesetzt werden (Dopamin, Neuropeptide, Enkephaline). Durch die Wirkung dieser sogenannten neuroplastischen Botenstoffe werden nachgeschaltete Nervenzellen in den höheren assoziativen Bereichen des Gehirns dazu veranlaßt, vermehrt Fortsätze auszubilden, neue synaptische Verbindungen herzustellen bzw. bestehende Kontakte enger zu knüpfen. Auf diese Weise kommt es zu einer außerordentlich effektiven Stabilisierung und Bahnung der zur Lösung eines bestimmten Problems (zur Vermeidung der angedrohten Bestrafung oder zur Erlangung der in Aussicht gestellten Belohnung) aktivierten neuronalen Verknüpfungen und synaptischen Verschaltungen. So lernt jedes Kind bereits sehr früh und auch entsprechend nachhaltig all das, worauf es für ein möglichst ungestörtes Zusammenleben in seiner jeweiligen Gemeinschaft ankommt.

Ebenso wirksam, aber wesentlich subtiler – und im Gegensatz zu diesem „Dressurlernen“ von allen Beteiligten weitgehend unbemerkt – erfolgt das sogenannte Resonanz- oder Imitationslernen. Durch solche Spiegelungen des Verhaltens von Vorbildern, meist noch verstärkt durch entsprechende Hinweise und Maßregelungen, lernen Kinder sehr schnell und außerordentlich effizient, wie sie sich verhalten müssen, um in die Gemeinschaft zu passen, in die sie hineinwachsen. Am deutlichsten zutage treten solche durch Spiegelung und Imitation erlernten Verhaltensweisen immer dann, wenn man Gelegenheit bekommt, ein Kind in Gegenwart eines besonders prägenden Vorbildes zu beobachten. Besonders bei kleinen Kindern wird dann sichtbar, wie sehr sie sich bemühen, die Körperhaltung, die Mimik und Gestik des bewunderten Vorbildes nachzuahmen. Das können Vater oder Mutter sein, häufig aber auch ein etwas älteres Geschwister oder Spielkameraden und nicht selten auch irgendein „Idol“ aus Kino oder Fernsehen.

Gerald Hüther: *Die Evolution der Liebe. Was Darwin bereits ahnte und die Darwinisten nicht wahrhaben wollen*, Göttingen 1999.

Weniger deutlich sichtbar, aber aus den verbalen Äußerungen und Kommentaren zumindest anfänglich noch erkennbar, eignen sich Kinder auch bestimmte geistige Haltungen und Vorstellungen von Vorbildern an. Dabei werden diese Ideen im Lauf ihrer weiteren Entwicklung im eigenen Denken immer wieder „durchgespielt“ und so oft wiederholt, bis die dabei aktivierten neuronalen Erregungsmuster so gebahnt und stabilisiert worden sind, daß sie dem Kind auch weiterhin als strukturell verankerte Korrelate, als internalisierte Vorstellungen zur Verfügung stehen, um daraus Orientierungen und geistige Grundhaltungen abzuleiten und subjektive Bewertungen neuer Eindrücke und Erfahrungen vorzunehmen. Etwa

ab dem vierten Lebensjahr läßt sich beobachten, daß Kinder nun auch all jene Strategien ihrer Vorbilder übernehmen, die diese zur Regulation ihrer eigenen emotionalen Befindlichkeit einsetzen. Dazu zählen sowohl das „Verstecken“ von Gefühlen wie auch das übertriebene Zurschaustellen von emotionalen Gesten und mimischen Ausdrucksformen. Anhand seiner Vorbilder lernt das Kind nun zunehmend besser, seine Gefühle zu beherrschen oder zum Erreichen bestimmter Ziele bestimmte emotionale Ausdrucksformen einzusetzen. Die ursprüngliche Offenheit des kindlichen emotionalen Ausdrucks wird nun immer stärker in eine private Gefühlswelt internalisiert. Vor allem in den westlichen Kulturen führt das zu einer zunehmenden Entkopplung der durch Mimik und Gestik zum Ausdruck gebrachten und der tatsächlich subjektiv empfundenen Gefühle. Die eigenen Gefühle werden so immer stärker kontrolliert und vom Körperempfinden abgetrennt.

Balthasar Gracián: *Oraculo Manual*, dt.: *Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit*, übertragen von Arthur Schopenhauer, Zürich 1893, zuletzt Zürich 2006.



Die wichtigste, für unsere eigene Orientierung und unser Selbstverständnis aus den Ergebnissen der modernen Hirnforschung ableitbare Erkenntnis lautet: Ein zeitlebens lernfähiges Gehirn ist auch zeitlebens programmierbar. Aber wenn erst einmal durch eine bestimmte Art der Nutzung bestimmte Bahnungen entstanden sind, wir also durch uns selbst und durch Anpassungsleistungen programmiert sind, wird es schwierig, diese Programmierungen später wieder aufzulösen. Und dies wiederum ist gefährlich, weil aus der Stabilität eine enges Korsett, aus einer gedeihlichen Anpassungsleistung eine dem sich stets verändernden Leben abträgliche Starrheit werden kann.

> „Nicht alle, die etwas zu sehen glauben, haben die Augen offen; und nicht alle, die um sich blicken, erkennen auch, was um sie herum und mit ihnen geschieht. Einige fangen erst an zu sehen, wenn nichts mehr zu sehen da ist. Erst wenn sie Haus und Hof zugrunde gerichtet haben, beginnen sie, umsichtige Menschen zu werden. Zu spät hinter die Dinge zu kommen, dient nicht zur Abhilfe, wohl aber zur Betrübnis.“ *Balthasar Gracián, 1647*

Um derartige Fehlentwicklungen zu vermeiden – auch das ist eine neue Erkenntnis der modernen Hirnforschung, die lediglich das bestätigt, was viele Menschen seit langem bereits vermutet hatten –, können wir zwei unterschiedliche Wege einschlagen: einen bequemen und einen unbequemen.

Der bequeme Weg ist der, den wir schon kennen und auf dem wir im Verlauf unserer bisherigen Entwicklung bereits reichlich Erfahrung zu sammeln Gelegenheit hatten. Es ist der Weg, auf dem man mit all seinen Fehlern und Beschränktheiten einfach immer so weiterzugehen versucht wie bisher. Dieser Weg wird dann mit der Zeit immer beschwerlicher, bis man irgendwann sich selbst und seine bisherige Art zu denken und Probleme zu lösen vollkommen in Frage stellen muß. Vermutlich ist dies genau der Moment, in dem man anfällig wird für die simplen Strickmuster radikaler Alternativen.

Gerald Hüther: *Biologie der Angst. Wie aus Streß Gefühle werden*, Göttingen 1997.

Der zweite Weg ist der sanftere: Die Benutzung des eigenen Gehirnes wird auch ohne Not immer wieder in Frage gestellt, die Anpassungslei-

Karl Gebauer/Gerald Hüther (Hrsg.): *Kinder suchen Orientierung. Antworten für eine sinnstiftende Erziehung*, Düsseldorf 2002.

stung wird ständig vollbracht. Diesen anderen, mühsamen Weg geht niemand freiwillig, der sich nicht dazu verpflichtet fühlt. Er läßt sich auch nur beschreiten, indem man seine Haltungen und seine Einstellungen gegenüber sich selbst und all dem, was einen umgibt, immer wieder überprüft. Unsere einmal entstandenen Haltungen und Einstellungen sind uns meist ebensowenig bewußt wie die Macht, mit der sie uns zu einer ganz bestimmten Art der Benutzung unseres Gehirns zwingen. Unachtsamkeit beispielsweise ist eine Haltung, die nicht viel Hirn beansprucht. Wem es gelingt, künftig etwas achtsamer zu sein, der wird automatisch bei allem, was er fortan wahrnimmt, was er in seinem Gehirn mit diesen Wahrnehmungen verbindet (aktiviert) und was er bei seinen Entscheidungen berücksichtigt, mehr „Hirn" benutzen als jemand, der weiterhin oberflächlich oder unachtsam mit sich selbst und mit all dem, was ihn umgibt, umgeht. Achtsamkeit ist daher eine ganz wesentliche Voraussetzung für eine andere, vorausschauende Art der Benutzung des Gehirns.

Was sich durch Achtsamkeit auf der Ebene der Wahrnehmung und Verarbeitung an grundsätzlichen Erweiterungen der Nutzung des Gehirns erreichen läßt, kann auf der Ebene der für unsere Entscheidungen und für unser Handeln verantwortlichen neuronalen Verschaltungen wiederum durch eine bestimmte Haltung erreicht werden: durch Behutsamkeit. Mit mangelnder Behutsamkeit, also mit Rücksichtslosigkeit, läßt sich ein bestimmtes Ziel vielleicht besonders rasch erreichen. Komplexe Verschaltungen braucht man, benutzt man und festigt man mit dieser Haltung jedoch nicht.

Karl Gebauer/Gerald Hüther (Hrsg.): *Kinder brauchen Spielräume. Perspektiven für eine kreative Erziehung*, Düsseldorf 2003.

Aus sich selbst heraus kann ein Mensch diese Haltungen ebensowenig entwickeln wie die Fähigkeit, sich in einer bestimmten Sprache auszudrücken. Er braucht dazu andere Menschen, die diese Haltungen zum Ausdruck bringen. Und, was noch viel wichtiger ist, er muß mit diesen Menschen in einer engen emotionalen Beziehung stehen. Sie müssen ihm wichtig sein, und zwar so, wie sie sind, mit allem, was sie können und wissen, auch mit dem, was sie nicht wissen und nicht können. Er muß sie mögen, nicht weil sie besonders hübsch, besonders schlau oder besonders reich sind, sondern weil sie so sind, wie sie sind. Kinder können einen anderen Menschen so offen, so vorbehaltlos und so um seiner selbst willen lieben. Sie übernehmen deshalb auch die Haltungen und die Sprache der Menschen, die sie lieben, am leichtesten.

Liebe erzeugt ein Gefühl von Verbundenheit, das über denjenigen hinausreicht, den man liebt. Es ist ein Gefühl, das sich immer weiter ausbreitet, bis es schließlich alles umfaßt, was einen selbst und vor allem diejenigen Menschen, die man liebt, in die Welt gebracht hat und in dieser Welt hält. Wer so vorbehaltlos liebt, fühlt sich mit allem verbunden, und dem ist alles wichtig, was ihn umgibt. Er liebt das Leben und freut sich an der Vielfalt und Buntheit dieser Welt. Er genießt die Schönheit einer Wiese im Morgentau ebenso wie ein Gedicht, in dem sie beschrieben, oder ein Lied, in dem sie besungen wird. Er empfindet eine tiefe Ehrfurcht vor allem, was lebt und Leben hervorbringt, und er ist betroffen, wenn es zugrunde geht. Er ist neugierig auf das, was es in dieser Welt zu entdecken gibt, aber er käme nie auf die Idee, sie aus reiner Wißbegierde zu zerlegen. Er ist dankbar für das, was ihm von der Natur geschenkt wird. Er kann es annehmen, aber er will es nicht besitzen. Das einzige, was er braucht, sind andere Menschen, mit denen er seine Wahrnehmungen, seine Empfindungen, seine Erfahrungen und sein Wissen teilen kann. Wer sein Gehirn als ein zeitlebens lernfähiges, für neue Erfahrungen offenes, in freier Selbstbestimmung nutzbares, weder programmier- noch manipulierbares Organ entwickeln und erhalten will, der müßte also eigentlich lieben lernen.

Man kann es auch anders sagen: Er müßte wie ein Kind bleiben und sich die liebende Zuneigung, die Achtsamkeit und Behutsamkeit impliziert, bewahren. Aber der Anpassungsprozeß an die Vorstellungswelt und die Verhaltensweisen der Erwachsenen fordert etwas anderes. Ohne es selbst zu bemerken, entfernt sich der Mensch im Verlauf seines notwendigen Anpassungsprozesses immer weiter von dem, was sein Denken, Fühlen und Handeln ursprünglich, als er noch ein kleines Kind war, primär geprägt hatte: Die eigene Körpererfahrung und die eigene Sinneserfahrung. Indem er all das zu unterdrücken beginnt, was bisher der selbstverständlichste und ureigenste Teil seines Selbst war, wird er sich selbst zunehmend fremd. Sein Körper und die aus seiner Körperlichkeit erwachsenden Bedürfnisse

Karl Gebauer/Gerald Hüther (Hrsg.): *Kinder brauchen Vertrauen. Erfolgreiches Lernen durch starke Beziehungen*, Düsseldorf 2004.

werden – weil sie dem starken Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Anerkennung, nach Identitätsentwicklung und Selbstentfaltung im Wege stehen – als Hindernis betrachtet und deshalb unterdrückt und abgetrennt.

Das haben wir alle als Kinder und Jugendliche so oder so ähnlich auf mehr oder weniger intensive Art am eigenen Leibe erfahren. In manchen Kulturen ist der Druck zu solcher Entfremdung und Instrumentalisierung des Körpers stärker, in anderen vielleicht auch geringer als bei uns. Aber gänzlich entgehen kann ihm kein Kind, das in einer Gemeinschaft von Menschen aufwächst, die bestimmte Vorstellungen davon haben, wie man als Mensch zu sein hat, um als Mitglied in dieser Gemeinschaft akzeptiert zu werden. Genau das, nämlich das Bedürfnis, irgendwie dazugehören zu wollen, ist der Schlüssel zum Verständnis dieses sonderbaren Anpassungsprozesses, der Menschen dazu bringt, ihr Gefühl von ihrem Verstand und ihren Körper von ihrem Gehirn abzutrennen.



Weil wir Menschen, vor allem als Kinder, allein überhaupt nicht überlebensfähig sind, bleibt einem Kind gar keine andere Möglichkeit, als sich an die Denk- und Verhaltensmuster der Familie, der Sippe, der Gemeinschaft anzupassen, von der sein Überleben abhängt. Glücklicherweise bleibt den Kindern die bewußte Entscheidung zwischen dem eigenen Tod und der Instrumentalisierung, Abtrennung oder Verleugnung des eigenen Körpers erspart. Bevor sie zu begreifen imstande sind, was da von ihnen verlangt wird, ist es bereits geschehen.

Aus „neurobiologischer“ Perspektive macht die Unterdrückung von Gefühlen, die Trennung zwischen Denken und Fühlen und die Abspaltung des Körpers vom Gehirn keinen Sinn. Besser verständlich und leichter erklärbar werden all diese Trennungen aber dann, wenn man sie aus „soziologischer“ Perspektive betrachtet, wenn man also danach fragt, welchen Sinn sie für den Zusammenhalt von und für das Überleben des einzelnen in einer Gemeinschaft haben. Diese Frage ist oben schon beantwortet worden: Nur über die Institutionalisierung des Verhaltens, nur durch die Entlastung des einzelnen durch gemeinschaftlich anerkannte Maßstäbe im Sprechen, Tun, Reagieren kann eine Gemeinschaft als Gemeinschaft leben und ihre einzelnen Mitglieder „stabilisieren“, ihrem Leben einen „Sinn“ geben. Auch von der Kehrseite dieser Medaille war die Rede: Starrheit und dumpfe Übernahme des Hergebrachten führen zum Verlust der Offenheit und der Kreativität, zu allgemeiner Verunsicherung und Angst, zum Zerfall sozialer Bindungen und zur Unterbrechung der transgenerationalen Weitergabe von Erfahrungen.

Das menschliche Gehirn ist auf Offenheit und das Knüpfen von Verbindungen, auf „Konnektivität“ angelegt, und alles, was die Beziehungsfähigkeit von Menschen – zu sich selbst, zwischen ihrem Denken und Fühlen, zwischen Gehirn und Körper, aber auch zu anderen Menschen, zur eigenen Geschichte, zur Kultur und zur Natur – verbessert und stärkt, führt zwangsläufig zur Ausbildung einer größeren Konnektivität, zu einer intensiveren Vernetzung neuronaler Verschaltungen und damit auch zu einem komplexer ausgeformten Gehirn. Wie lange eine Gesellschaft Bestand haben kann, die gegen das eine oder das andere Prinzip der inneren Strukturierung des menschlichen Gehirns verstößt, bleibt abzuwarten.

Alternative als Anmaßung

von Konrad Roenne

Groß ist der Irrtum in der Welt, und selbst die besten Ideen und Taten können von ihm jederzeit ohne Mühe überschattet werden. Immer wieder müssen wir uns damit abfinden, verschreckt in einer Ecke zu sitzen und uns vor höheren Mächten, vor allem dem Zufall, unserem wahren Zuchtmeister, zu fürchten. Und wer da trotzdem handelt, wer nach draußen geht, macht Fehler. Und manchmal auch der, der zu Hause bleibt.

Anfang Mai 1933 fragt ein junger Mann von der Küste des Mittelmeers einen fast fünfzigjährigen in Berlin: „Was konnte Sie dahin bringen, Ihren Namen, der uns der Inbegriff des höchsten Niveaus und einer geradezu fanatischen Reinheit gewesen ist, denen zur Verfügung zu stellen, deren Niveaulosigkeit absolut beispiellos in der europäischen Geschichte ist und von deren moralischer Unreinheit sich die Welt mit Abscheu abwendet?"

Dieser andere, der Befragte, der mittels eines öffentlichen Briefes antworten wird, ist Gottfried Benn, Arzt und Schriftsteller, ein Jahr zuvor in die Preußische Akademie der Künste aufgenommen, die er im Jahr 1933, trotz der Austritte vieler prominenter Mitglieder, nicht verläßt, und der sich zum neuen Staat bekennt. Seine Begeisterung und sein Engagement halten nur ein Jahr an. Doch in dieser Zeit hat er den Nationalsozialismus als die große Alternative für das deutsche Volk ausgemacht, da half ihm auch seine allzeit wachsame Skepsis nichts. Folgendes findet sich in seiner Antwort an Klaus Mann, der die oben zitierte Frage stellte: „(…) ich glaube, Sie kämen den Ereignissen in Deutschland näher, wenn Sie die Geschichte nicht weiter als den Kontoauszug betrachten, den Ihr bürgerliches Neunzehntes-Jahrhundert-Gehirn der Schöpfung präsentierte". Sehr schroff, durchaus, vor allem aber ergibt sich aus diesem mächtigen Vorwurf, daß die Schöpfung, der Lauf der Dinge, sich weder von „Ochs' noch Esel" aufhalten läßt, mögen diese auch noch soviel Elan – und noch so viele alternative Konzepte – in die Beeinflußbarkeit und Veränderlichkeit der Welt legen. Benn irrte 1933 nicht, vielmehr machte er sich, nach seinen eigenen Maßstäben, lächerlich, indem er mal eben kurz seine Ablehnung von politischer Tendenz und innerweltlichen Erlösungskonzepten, romantische Kindereien im Sinne eines „ewigen Frühlings am Nordpol", beiseite schob, gab eine tragische Figur ab, maßte sich an, eine Alternative für das deutsche Volk zu sehen und propagierte diese – also, immer feste mitgemischt beim Kampf für eine bessere Welt.

Der Fairneß halber muß gesagt werden, daß historisch neuralgische Punkte und Zeiten nicht in den Versuchsaufbau zur Bewertung von Alternativen gehören. Es wird dann schnell von Notwendigkeiten gesprochen, die ein Subjekt zum Handeln drängen – man kann also gar nicht anders, die Situation gebiert die Tat, als auch die Idee, und nicht irgendein armseliges Subjekt für sich und aus freien Stücken. Aber ob man diese Notwendigkeiten überhaupt so ausmacht und dann von ihnen beeinflußt handelt, gehört wohl eher in den Bereich der Einbildungen und Privatangelegenheiten, also der Allgemeinplatz der Hirn- und Persönlichkeitsforschung: jedem seine eigene Realität, und jedem eine andere. Was wäre das auch für eine Freiheit, die wir doch zum größten Teil unser eigen nennen, wenn alle Handlungsentscheidungen nur aus Notwendigkeiten entsprängen? Der Dämon der Kausalität, der Dialektik, des Behaviorismus und all dieser Sachen, mit denen man die Erscheinungen und

Probleme der Welt ausrechnen kann, hat da wohl seine gierigen Finger im Spiel!

Das Problem ist die Idee. – Wer wie Benn eine Alternative ausmacht, wer sich eine erdenkt, wer eine propagiert, der bringt seine eigene traumbeladene und bisweilen verzweifelte Existenz in Worten und Ideen unter, denn groß ist die Unzufriedenheit bei vielen und war es auch zu allen Zeiten, groß auch der Drang alles zum Guten und Richtigen zu verändern, nun endlich mal die ganze Sache in die richtigen Bahnen zu lenken.

Alternativen scheinen vor allem etwas für junge Menschen zu sein – Benn war erstaunlicherweise fast fünfzig, als er die „Flucht zu den Schachtelhalmen“, wie ein Kritiker seinerzeit schrieb, antrat und sich zum NS-Staat bekannte –, eine Art Vorrecht der Jugend, in der wir irgendwie und irgendwann Kommunist, Rebell, ein Outsider oder ähnliches waren, und die wir dann einige Jahre lärmend durchlebten – der Lärm ist natürlich auch ein Vorrecht der Jugend.

Allerdings, ein reaktionärer Mensch, ein Faschist, was könnte er denn für Alternativen haben, welche könnten von ihm kommen? Familie, Staat und Kirche – Sachen, die nicht erst irgendwie erdacht werden müssen, die doch schon ein paar Jahre existieren? Kann man so etwas Alternativen nennen? Fußball, Radfahren und gesunde Ernährung im Privaten? Eine Alternative zum kapitalistischen System, zum Markt? Sind die Produktionsmittel in privater Hand nach 150 Jahren marxistischen Scheiterns noch immer ein Problem?


Kein Dritter Weg in Sicht

Nein, es gibt da wohl nichts anzubieten. Mit seinen Privatliebhabereien, wie Brechung der Zinsknechtschaft und Rohkost für alle, sollte man die anderen in Ruhe lassen, sollte ablassen von der Anmaßung der „dritten Wege“, der besseren bis besten Lösungen, der beinharten und unerschütterlichen Ideen und Überzeugungen, ablassen von der Anmaßung, in jeder Möglichkeit eine Alternative zu sehen – und die letzte ist immer der Selbstmord, der nur allzuoft dem „Traum eines lächerlichen Menschen“ folgt –, ablassen von der Anmaßung, die Welt in Mainstream, also die Masse, und die anderen, die Avantgarde, die Leute mit der Alternative einzuteilen, zu diffamieren und unseren Alltag zu bedrohen. Man möchte sagen: Geh, wohin dein Herz dich trägt – hin zu aufrechten Bürgerbewegungen und erlösenden Tyrannenmorden und zu all den anderen wichtigen Taten überzeugter Menschen. Die stehen doch ziemlich fett gedruckt auf dem Kontoauszug, der eines Tages der Schöpfung präsentiert wird. Und da gilt es sich zu fragen, ob unsere Alternativen nur ein Luxus sind, unserer komfortablen Situation und harmlosen Zeit geschuldet, ein trotziger und pubertärer Hang zur Kulturrevolution – irgendwann ist jeder einmal dran, so auf den Putz zu hauen wie die damals ’68. Wer den Masterplan hat, werfe den ersten Stein!

Irgendwie sind Menschen, die etwas machen, immer gefährlich. Und es dürften daher so ziemlich alle sein. Am gefährlichsten sind aber Menschen, die etwas aus Überzeugung, aus angestrengten Überlegungen, aus Ideen heraus tun, oder etwas tun möchten. Oft geht es dabei nicht um die große Weltrevolution, sondern eher um das private Glück. So beschreibt es etwa Knut Hamsun in vielen seiner Romane, in denen sich immer wieder Menschen in der dörflichen oder kleinstädtischen Gemeinschaft unpassend fühlen und durch ihre alternativen Ansätze unnötig viel Wirbel ins beschauliche Leben bringen, es sei denn, sie wandern aus. Und dann gibt es da noch die anderen, die „Helden“ in Hamsuns Büchern, die immer so rätselhaft fest auf der Erde stehen: konservativ ohne eigenes Zutun. Sie heißen Isak (*Segen der Erde*) und Willatz Holmsen (*Kinder ihrer Zeit*, *Die Stadt Segelfoß*) und machen, was sie für richtig halten und wie es gemacht werden muß, und das ist eigentlich immer richtig.

Wir werden wohl nie werden wie diese Figuren, falls jemand überhaupt so war, ist oder sein wird. Doch ihre Botschaften sind keineswegs Romanphantastereien, sondern können recht deutlich gelesen werden: Rette dich erst einmal selbst, rette nicht die Welt (höchstens noch deinen Nächsten), denn jeder deiner Versuche wird nur zu noch mehr Unglück und immer größeren Lächerlichkeiten führen. Und noch etwas steht dort: Die Welt ist Prosa, nicht Idee. Jedoch, dies sind wohl eher leise Töne, die kaum zu hören sind, denn es rumpelt und rumort ständig irgendeine Alternative – und wir mit ihr – durch Stadt und Land und über die Erde hinweg und läßt selbst Goethe nicht zu Wort kommen, der wußte bereits: „Vornehme Menschen bringen ihr Leben ohne Geräusch zu.“

Ja, das Vornehm-Sein, das kann auch von einem Jahr Nationalsozialist und einer noch so großen und großartigen Alternative nicht kaputtgemacht werden. Als Benn 1949 in seinem *Doppelleben* sein Verhalten 1933 aufarbeitet, zitiert er an einer Stelle den Brief Klaus Manns, der ihn zu seiner *Antwort an die literarischen Emigranten* provozierte. Dazu schreibt er: „Ich veröffentliche den Brief auch als Ehrung für den Verstorbenen, für den ich trotz aller schweren Angriffe, die von ihm und seinem Kreise dann gegen mich vorgetragen wurden, immer ein freundliches Erinnern bewahrte.“ Und: „Dieser schöne Brief lautet: (...).“ So werden wir also nach dem Geschwätz und nach dem Terror die wichtigen Töne wieder hören, werden merken, daß Romantik nicht Politik, daß Maß nicht Willkür unserer Empfindung ist, und daß nach dem Inhalt vielleicht die Form kommt.

Familienmanager Peter Mersch

von Ellen Kositza

Wie gern würde man endlich einmal den Schlußstrich ziehen unter die Demographie-Diskussion! Ist nicht längst alles gesagt über Schwund und Hoffnung, Rabenväter und Neue Mütter, Ganztagesbetreuung und *outsourcing* des Nachwuchses, Kosten und Nutzen? Das ganze Thema ist längs und quer, von Hinz, Kunz und ungezählten Wissenschaftlern durchgekaut und wiedergekäut, und kaum einer der Beteiligten kann dabei seine Befindlichkeit außen vor lassen, seinen ganz persönlichen Ballast – Kinderkriegen ist eben bei aller Trennung von Sexualität und Fortpflanzung ein Intimthema. Klar, wir haben Zahlen. Und wir haben Gegenzahlen: Nehmen wir nur die statistischen Unzulänglichkeiten des Mikrozensus (sind Haushalte mit längst fortgezogenen Kindern als „Kinderlose" gültig erfaßt?) oder die bekannte Diskussion um kinderlose Akademikerinnen, wobei die „Schallgrenze" zur Mutterschaft altersmäßig vermutlich unzureichend erfaßt wurde.

Aber über allem steht doch die Befindlichkeit: Da plagt die Autorinnen X und Y die patriarchalische Erwartungshaltung (Umfragen unterstützen sie), Frau D und K wollen ihren persönlichen Lebensweg verteidigen (die Zahlen auf dem Konto geben ihnen recht), Frau M kennt grundsätzlich keine Zahlen (nur Menschen), Herr B ist zuvörderst von wissenschaftlicher Eitelkeit geplagt (es gibt nur wahre und falsche Zahlen, lästige Laien und einen Rechthaber: ihn), während Herr H in der großen Antithese (sämtliche Zahlen erweisen das Gegenteil des bislang Behaupteten) seine Nische findet – Fortsetzung unerquicklich. Wer politisch eingebunden ist, dürfte von vornherein als Ratgeber ausfallen, zu groß ist der ideologische Ballast (ob Heimchen-Idyll, ob Gender-Zauber), der einem hier ans Bein gekettet wird.

Peter Mersch, Wahl-Frankfurter des Jahrgangs 1949, tritt auf als unbelasteter Denker. Er ist unparteiisch im weiteren Sinne, weder Parteipolitik noch einem Institut (mit entsprechenden Zielvorgaben) untertan, nicht einmal der Hausphilosophie eines Verlags unterstellt und selbst privat auf einem in dieser Hinsicht recht glaubwürdigen Platz zwischen den Stühlen thronend. Mersch ist Vater zweier Kinder, die jedoch getrennt von ihm aufwachsen. Keine Knute ist in Sicht, auch kein Lebensweg, dessen Ausrichtung es um jeden Preis zu verteidigen gilt; es walten Belesenheit und nüchterne Logik. Mersch ist Mathematiker und Informatiker, war Jahre seines Lebens im Spacelab-Projekt, später in führender Position in der Finanzindustrie beschäftigt, heute ist er Freiberufler und – nebenbei! – Vielschreiber.

Nun gilt es nicht eben als 1a-Empfehlung, eigene, noch dazu fachfremde (im akademischen Sinne) Erkenntnisse zu einem „Allerweltsthema" (siehe oben) in einem lektoratsfreien Selbstmach-Verlag wie *Books on Demand* zu veröffentlichen. Solche Publikationsweise birgt nicht nur Mängel (hier sind es kleine, in der Hauptsache formaler Art), denen mit einem professionellen Lektorat abgeholfen wäre, sondern auch Nachteile bezüglich Reputation und Verbreitung. Daß gute Literatur ihren Weg finden werde: im Normalfall ein reichlich naiver Glaube. Daß Mersch hier eine Ausnahme ist, sollte man ihm wünschen, immerhin deutet es sich an: Er





verkauft – gerade nach einer Besprechung im Deutschlandfunk – einigermaßen gut.

Mersch konstatiert zunächst den Rückgang kinderreicher Familien (*Land ohne Kinder. Wege aus der demographischen Krise*, Norderstedt: BoD 2006, 212 Seiten, 22.00 €) sowie den negativen Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Kinderzahl. Das individuelle Reproduktionsverhalten führt er – Romantiker werden seufzen – auf eine (unbewußte) Kosten-Nutzen-Rechnung zurück: drei Vorteile (Konsumnutzen: vorrangig emotionaler, auch repräsentativer Art; Einkommensnutzen: Kindergeld und Steuerersparnisse; Sicherheitsnutzen: tendiert negativ, da eigene Kinder heute der Altersvorsorge nicht sicher zuträglich sind) stehen zwei Nachteile gegenüber: direkte und Opportunitätskosten (durch Einschränkung der beruflichen und freizeitlichen Optionen). Ausführlich entwickelt Mersch dann eine evolutionstheoretisch basierte Fertilitätsanalyse – freilich in vollem Bewußtsein darüber, daß dieser Ansatz als politisch inopportun gilt. Genau aus dieser Einsicht ergibt sich für Mersch (der stets auf der Höhe der Zeit und Wissenschaft argumentiert; seine Quellen belegen dies) das aktuelle Dilemma: „Wendet man die Evolutionsprinzipien auf menschliche Gesellschaften an, wird dies rasch als Sozialdarwinismus diskreditiert. Läßt eine Gesellschaft dagegen zu, daß ihr Reproduktionsverhalten nicht den Evolutionsprinzipien entspricht, verletzt sie die Generationengerechtigkeit."

In hochentwickelten menschlichen Gemeinschaften sind die Anforderungen sowohl an produktive Tätigkeiten (etwa durch Technologisierung, Globalisierung, insgesamt verstärkten Wettbewerb) als auch an reproduktive Leistungen (vor allem an die Erziehung) gestiegen. Jegliche „Vereinbarungsmaßnahme" der Politik läuft auf eine Addition beider Bereiche hinaus, so daß am Ende nicht nur Kinder und Karriere, sondern auch der Mensch in Mitleidenschaft gezogen wird. Wo dem Individuum zugestanden und nachgerade abgefordert wird, sich auf berufliche Leistung zu konzentrieren und seinen Lebensweg frei zu wählen, müssen zwangläufig auftretende Defizite (Mersch nennt: Herstellen von Sicherheit, Weitergabe von Wissen, Aufziehen von Nachwuchs, Pflege Älterer) von Dritten und damit häufig (und ebenso häufig ungenügend) vom Sozialstaat übernommen werden. Da die sexuelle Arbeitsteilung – weil sie die Frau ökonomisch abhängig hält – nicht mehr greifen will (*Die Emanzipation – ein Irrtum! Warum die Angleichung der Geschlechter unsere Gesellschaft restlos ruinieren wird,* Norderstedt: BoD 2007, 15.80 €), haben wir das bekannte Problem: Qualifizierte, gutbezahlte Berufstätigkeit korreliert mit einer geringen Kinderzahl. Die Folge: Eigenschaften (zuvörderst genetische, aber auch durch Erziehung erreichte), die beruflichen Erfolg begünstigen, scheiden sukzessive aus dem Spiel der Evolution aus. Umgekehrt: Wer dem Arbeitsmarkt wenig zu bieten hat, bekommt eventuell hochsubventionierte Kinder mit ungewisser Bildungsbiographie (*Hurra, wir werden Unterschicht! Zur Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion*, Norderstedt: BoD 2006, 268 Seiten, 19.90 €).

Erfolgreiche Unternehmen, so Mersch, organisierten sowohl ihre produktiven als auch ihre reproduktiven Bereiche marktwirtschaftlich. In modernen Staaten sehe das anders aus: „Die Reproduktion ihres wichtigsten Produktes („Humankapital") wird privat von den Bürgern finanziert und erbracht, der Nutzen daraus steht allen zu (wird sozialisiert)." Nach Mersch ein „fundamentaler Organisationsfehler". Längst sind Individuen nicht mehr auf Kinder angewiesen – Gesellschaften aber sehr wohl. Der Autor setzt nun auf eine Professionalisierung der Erziehungsarbeit in Form eines Berufs: dem „Familienmanager" (*Die Familienmanagerin*, Norderstedt: BoD 2007, 224 Seiten, 19.80 €).

Konkret: Jeder Bürger müßte für ein Kind Unterhalt zahlen. Von dieser Verpflichtung könnte er sich durch das Aufziehen eines eigenen Kindes befreien. Die Differenz zu einer bestandserhaltenden Geburtenrate könnte dann von staatlich beschäftigten „Familienberufstätigen" abgedeckt werden, die in aller Regel größere Familien mit drei oder mehr Kindern gründen. Solche Familienfrauen (oder -männer) hätten sich entsprechend (Mersch schlägt eine Ausbildung auf akademischem Niveau vor) zu qualifizieren und fortzubilden; entsprechende „freie Stellen" würden Staat oder Bundesland ausschreiben.

Mersch sieht sich als Zusammendenker und Stichwortgeber und hütet sich deshalb davor, seinen prägnant formulierten Ansatz ins kleinste Detail fortzuschreiben. Gleichwohl decken seine Überlegungen zahlreiche Eventualitäten (die noch kinderlose Berufseinsteigerin, mögliche Bildung vielfältiger Netzwerke; aber auch Scheidung, Ende der Erziehungsphase etc.) ab. Ein Grundgehalt von 500 Euro sowie weitere 500 (sozialversicherungspflichtig, Arbeitslosenversicherung ausgenommen) für jedes selbst betreute Kind (das kein eigenes sein muß, wie sich auch das Gehalt nicht am Kind, sondern der qualifizierten, vertraglich vereinbarten Erziehungsleistung bemißt) erscheint ihm als probates Finanzierungsbeispiel.

Einwände zuhauf? Merschs Bücher sind mittlere Wälzer, voller Beispielrechnungen, Modelle und weiterführender Querverweise. Wo ein Wille ist (soll man ihn bei den Verantwortlichen voraussetzen?), führt eigentlich kein Weg an Merschs Konzept vorbei.

Potentiale des Web 2.0

von Felix Menzel

In einer durch und durch von Medien geprägten Welt, in der die Menschen bis zu zehn Stunden ihres Tages für Medienkonsum opfern, muß jede politische Strömung die ganze mediale Bandbreite für die Kommunikation ihrer Inhalte nutzen. Weil dezidiert Konservativen und Rechten der Weg in die etablierten Medien seit Jahrzehnten verwehrt wird, haben sie eigene klassische Projekte aufgebaut, deren erfolgreichstes die Wochenzeitung *Junge Freiheit* ist. In Fernsehen und Hörfunk verfügen die Rechten jedoch über keine Stimme.

Seit zwei, drei Jahren kristallisiert sich aber eine neue Möglichkeit heraus, wie kleine Milieus Einfluß auf die Meinungsbildung gewinnen können. Mit Web 2.0 ist eine kostengünstige Alternative entstanden, zielgruppenspezifisch zu kommunizieren. Der Sammelbegriff Web 2.0 hat sich für eine Reihe von Internetanwendungen etabliert, die das Veröffentlichen von Texten, Tönen, Bildern und kleinen Filmen unkompliziert möglich machen und die den Lesern, Hörern und Zuschauern verschiedene Optionen der Mitgestaltung und Interaktion bieten. Typische Web-2.0-Anwendungen sind *Weblogs* (Internet-Tagebücher), *Podcasts* (Internet-Radio), *Wikis* (Internet-Enzyklopädien) und *Communities* (Internet-Interessengruppen).

Audio- und audiovisuelle Beiträge lassen sich mit einfachen Mitteln produzieren und im Internet veröffentlichen. Die Hälfte der Hobby-Filme- und Radiomacher hat sich das Wissen dazu autodidaktisch angeeignet. Ihnen kommt entgegen, daß die Hürden, um beispielsweise einen eigenen *Podcast* zu erstellen, weder finanziell noch technisch sonderlich hoch sind. Die meisten *Podcaster* produzieren ihre Audiobeiträge am eigenen Rechner mit einem billigen Mikrophon und einem kostenlosen Audiobearbeitungsprogramm aus dem Internet.

Die strikte Trennung zwischen Medienproduzenten und -konsumenten weicht im Zuge der Neuentwicklungen im WWW (*World Wide Web*) mehr und mehr auf. Die Nutzer, die bei den neuen Medien in die Generierung der Inhalte eingebunden werden, bleiben nicht länger passive Konsumenten, sondern entwickeln sich zum Prosumenten. Das Wort „Prosument" ist zusammengesetzt aus „Produzent" und „Konsument" und macht deutlich, daß dieser Nutzertyp sowohl Medienangebote beisteuert, etwa durch ein eigenes Weblog oder das Schreiben von Beiträgen für Wikipedia, als auch eifrig konsumiert.

Laut der ARD/ZDF-Onlinestudie 2006 nutzen zwölf Prozent der Deutschen (7,5 Millionen) Web-2.0-Anwendungen einmal die Woche oder öfter. Und während sich im Jahr 2000 nur dreißig Prozent der Deutschen ins WWW einwählten, sind es inzwischen sechzig Prozent. Die Hälfte davon tut dies mit einer Dauerleitung, einer sogenannten Flatrate. Neben Flatrates sorgen mobile Endgeräte wie iPods, multifunktionale Handys und MP3-Spieler sowie WLAN (kabellose Internetverbindung) für neue Rezeptionsmuster. Mit dem Medientheoretiker Marshall McLuhan gesprochen, werden die mobilen Endgeräte zu „Prothesen des Menschen", mit denen er in die Welt eingreift. Mit dem Mobiltelefon oder dem Laptop organisieren moderne, junge Menschen ihren Alltag, kaufen damit ein oder engagieren sich politisch. Die Schauplätze des Handelns verlagern sich zunehmend in die Virtualität; *Communities* und Portale werden zu wichtigen „Marktplätzen" des sozialen Lebens. Redaktio-

nelle Inhalte, Audio-, Video- und Blogbeiträge, Formen des Bürgerjournalismus, kleine *Online*-Einkaufsläden und unzählige Foren, in denen die Nutzer diskutieren, flirten und streiten, befinden sich auf diesen neuen Marktplätzen.

Die *Online*-Ausgabe des *Spiegels* bringt nicht mehr nur schriftliche Artikel, sondern bietet ihren Nutzern zusätzlich „Urlaub für die Ohren" (Podcast), Kurznachrichten in Videoform sowie allerhand Möglichkeiten zum Mitdiskutieren. Fernsehen, Radio und Zeitung finden sich auf einer gemeinsamen Plattform wieder, von der aus wiederum einzelne Angebote auf mobile Endgeräte übertragen werden können. Dieses „Zusammenwachsen" von Wissen in Texten, (bewegten) Bildern und Tönen bezeichnet man als Konvergenz der Medien. Im Internet konkurrieren die Plattformen einer Zeitung, eines Fernsehsenders und der Radiosender im direkten Wettbewerb um die Gunst der Konsumenten. Mit 2,3 Millionen Besuchen täglich hat sich *Spiegel-Online* als Marktführer der Zeitungen und Zeitschriften im Netz durchgesetzt. *ProSieben.de* als bester Onlineableger eines Fernsehsenders kommt auf 4,1 Millionen Besuche.

Der Hyperwettbewerb und das Hyperangebot an Print-, Rundfunk- und Onlinemedien bedeuten aber nicht automatisch, daß sich vielfältige Themen und Inhalte den Weg in die Öffentlichkeit ebnen. Wie Günter Zehm in *Maske und Mimesis. Eine kleine Philosophie der Medien* (Edition Antaios 2006) richtig feststellt, ist ein „Mehr an Kommunikation" häufig nur eine „Verdoppelung und Ausweitung des gewöhnlichen Alltags". Und Botho Strauß hat 1991 in seinem *Aufstand gegen die sekundäre Welt* deutlich gemacht, daß selbst der professionelle Journalismus die Dinge meist nur wiederkäut oder zerredet und deshalb eine „Mentalität des Sekundären" hervorbringt. Wenn schon der professionelle Journalismus nur faselt, was geschieht dann gegenwärtig in (politischen) *Weblogs* und Foren, in denen Inhalte aus etablierten Medien aufgegriffen und kritisch kommentiert werden? Das „Sekundäre" und Gequatsche wird auf die Spitze getrieben. Intellektuell anregende und schöpferische Leistungen findet man in *Weblogs* kaum.



www.blauenarzisse.de

Und dennoch: Wer keine eigenen Stände auf den virtuellen (Informations-)Marktplätzen besitzt oder es versäumt, eigene Marktplätze zu errichten, dessen Inhalte gehen in der öffentlichen Wahrnehmung unter. Ein rechtes Internetportal gibt es noch nicht und die wenigen privaten rechten Blogger und Netzwerker haben die Schwelle, an der aus Spielereien Ernst wird, noch nicht überschritten. Bei dem Politikspiel „dol2day" (*democracy online today*) existierte bis Juni 2003 eine rechte Sammlungspartei mit bis zu 500 Mitgliedern namens „FUN" (Freiheitlich – Unabhängig – National), die später von der Spielleitung verboten wurde. Seitdem ist es nicht gelungen, das Potential der FUN in eine neue Organisationsform zu gießen. Aus dem Spiel entwickelte sich kein ernsthaftes Projekt, obwohl dies der Wunsch vieler Mitglieder der FUN war.

Web 2.0 eignet sich nur dann zur politischen Kommunikation, wenn die neuen Medien konzeptionell dazu genutzt werden, Strukturen aufzubauen. Die selbsternannte „digitale Bohème" rund um die Ingeborg-Bachmann-Preisträgerin des Jahres 2006 Kathrin Passig und den Journalisten Holm Friebe machen vor, was mit Web 2.0 möglich ist. Sie haben die Zentrale Intelligenz Agentur (ZIA) gegründet und nutzen mit ihrer kleinen Firma, die Web-2.0-Projekte umsetzt, die Vorteile der digitalen Arbeit, die ihrer Ansicht nach ohne Festanstellung und ohne örtlich gebundenen Arbeitsplatz auskommt. Web 2.0 kann dazu dienen, mit geringen finanziellen Mitteln komplexe Strukturen aufzubauen und politische Inhalte einer breiten Öffentlichkeit kostenlos, zeit- und ortsunabhängig zugänglich zu machen. Aus unterschiedlichen Städten arbeiten Produzenten und Prosumenten mit unterschiedlichem Zeitbudget und unterschiedlichen Arbeitszeiten gemeinsam an einem Projekt. Das ist es, was Web 2.0 ausmacht.

Daß im Netz mehr Narrenfreiheit herrscht als in der „realen" Welt, ist hingegen nur ein Nebenaspekt. Wer in dieser Narrenfreiheit bereits eine Demokratisierung der Gesellschaft sieht, vergißt, daß sich im Internet eine deutliche Aufmerksamkeitshierarchie herausbildet. Professionelle Angebote ziehen Aufmerksamkeit auf sich und *Weblogs* und *Podcasts*, die keine Substanz besitzen, werden höchstens von privaten Freunden der Blogger gelesen. Aufmerksamkeit hat sich zur „Leitwährung" des Internets entwickelt. Die erfolgreichsten *Blogger* und *Podcaster* erhalten soviel Aufmerksamkeit, daß sie davon leben können. Larissa Vassilian zum Beispiel betreibt seit 2005 unter dem Pseudonym Annik Rubens mit „Schlaflos in München" einen der populärsten *Podcasts* in Deutschland. Bevor sie mit dem *Podcasten* begonnen hat, absolvierte sie mehrere Praktika bei Radiosendern und arbeitete neun Jahre lang als freiberufliche Journalistin. Mittlerweile ist sie beim Bayrischen Rundfunk gelandet und hat ein Buch über „*Podcasting*" geschrieben.

Daß einem einzelnen Rechten der Durchbruch mit Web 2.0 gelingt, ist aufgrund der Unpopularität rechten Denkens eher nicht anzunehmen. Jedoch wird öffentliche Wahrnehmung zumindest punktuell an einem rechten Portal mit redaktionellem Inhalt, Web-2.0-Elementen und einer kleinen Bürgerbewegung im Rücken, deren Mitglieder sich als Prosumenten an der Gestaltung der Inhalte beteiligen, nicht vorbeikommen.

Die große Parallele

von Karlheinz Weißmann

Der traditionsreiche Theiss-Verlag, bekannt für sein gediegenes Programm zur Archäologie, zur Vor- und Frühgeschichte sowie zur Geschichte der Antike und des Mittelalters setzt seit einiger Zeit besondere Akzente auf die Übergangsphase zwischen den zuletzt genannten Epochen. Dabei geht es nicht nur um solide Einführungen, die in der Reihe „Theiss WissenKompakt“ erscheinen (Ernst Künzl: *Die Germanen*. Stuttgart: Theiss 2006, kt, 192 S., 19.90 €), sondern auch um Monographien, die sich spezielleren Problemen widmen. In diesem Zusammenhang sind vor allem zwei neue, aus dem Englischen übersetzte Arbeiten zu nennen: Peter S. Wells *Die Barbaren sprechen* (Stuttgart: Theiss 2007, geb, 307 S., 29.90 €) und Bryan Ward-Perkins *Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation* (Stuttgart: Theiss 2007, geb, 240 S., 29.90 €).

Beide Untersuchungen ergänzen sich, auch wenn sie verschiedene Themen und verschiedene Fragestellungen behandeln. Die Arbeit von Wells untersucht in erster Linie das Verhältnis der keltischen und germanischen Völker zum Imperium und betont gegen die übliche Auffassung, daß weder die einen noch die anderen als kulturlos zu begreifen sind und sehr wohl über eine entwickelte Gesellschaft, Sprache und Religion verfügten; die Kelten lebten jedenfalls in einer Sozialordnung, die der der mediterranen Welt sehr ähnlich und keineswegs in jeder Hinsicht unterlegen war. Sicher bestand im Fall der Germanen ein größerer Abstand, aber auch sie glichen nicht dem Ideal- oder Zerrbild des „Wilden“. Entsprechend kritisch fällt Wells’ Wertung der zivilisierenden Wirkung römischer Herrschaft über die „indigenen europäischen Völker“ aus. Er betont die brutalen Aspekte der Niederwerfung und Machtausübung, ohne zu verkennen, wie bereitwillig viele Kelten und Germanen den römischen Lebensstil annahmen. Dieses Phänomen war vor allem bei den Eliten zu beobachten, die als erste zur Kollaboration übergingen; die Masse der Bevölkerung hielt länger an den Traditionen fest. Interessanterweise bot das die Möglichkeit für eine spätere Neustiftung alter Identitäten.

Wells selbst vergleicht derartige Prozesse ausdrücklich mit denen, die in der heutigen Welt ablaufen. Im Grunde, so seine These, geht es hier wie dort um Anpassung an eine „Globalisierung“, die man sich nur nicht als finalen Zustand vorstellen dürfe, sondern als dynamischen Vorgang, der von zahllosen Unwägbarkeiten mitbestimmt werde. Wie groß dabei die Gefahr eines katastrophalen Umschlags ist, kann man dem Buch von Ward-Perkins entnehmen. Er behandelt jene „Völkerwanderung“, die mit dem Übergang der Goten über die Donau im Jahr 376 begann und mit der Gründung des karolingischen Großreichs im 8. Jahrhundert endete. Ward-Perkins geht es vor allem um die Widerlegung der modischen These von einer „Transformation“ der antiken römischen Gesellschaft in ein Frühmittelalter, die nahelegt, es habe sich eigentlich nur ein schiedlich-friedlicher Wandel vollzogen. Er betont demgegenüber die Massivität des Bruchs, und seine Argumente sind eindrucksvoll. Dabei spielen objektive, durch archäologische Funde erhärtete, Daten eine wichtige Rolle. So verweist Ward-Perkins nicht nur auf den Größen- und Gewichtsschwund der Haustierrassen, sondern auch auf den Verlust zentraler technischer Kenntnisse. Eine Amphore, wie sie in dem berühmten Fürstengrab von Sutton Hoo als würdige Beigabe eines angelsächsischen

Edlen geborgen wurde, war in besserer Ausführung Massenware der römischen Zeit, die man achtlos zerschlug, sobald sie ihrem Zweck – dem Import von spanischem Olivenöl etwa – gedient hatte; ein Kirchengebäude wie das von Alt-St. Peter, das Anfang des vierten Jahrhunderts errichtet worden war, ließ sich schon wegen seiner Größe in den folgenden Jahrhunderten nicht mehr errichten, die meisten Sakralbauten erreichten kaum das Ausmaß ihres Chorraums.

Neben solchen Befunden steht dann die Interpretation der – zum Teil sehr schmalen – Quellenbasis in bezug auf das Verhältnis zwischen Römern und neuen Herren. Vorstellungen, hier habe es rasch einen Ausgleich gegeben, erteilt Ward-Perkins eine klare Absage. Seiner Meinung nach begann alles mit dem schleichenden Zusammenbruch des Imperiums an den Rändern. Man überließ die Provinzialen nach und nach sich selbst, wer nicht in die sicheren Gebiete ausweichen konnte, mußte selbst für seinen Schutz sorgen. Es bildeten sich in den von Militär entblößten Territorien Bürgerwehren, und einzelne *war lords* rissen die Macht an sich. Von Dauer waren solche Aushilfen aber nicht, die eindringenden Germanen konnte man so nicht abwehren, es blieb deshalb kaum etwas anderes als Unterwerfung und Anpassung. Der Preis dafür war hoch. Ward-Perkins verweist nicht nur auf jenen römischen Adligen, der selbst Gotisch lernte und seinen Söhnen gotische Vornamen gab, um sich den Mächtigen angenehm zu machen, sondern auch darauf, daß noch um 500 die Lex Salica das Leben eines Franken im Gefolge des Königs für doppelt so wertvoll hielt wie das eines Römers; ähnliche Beispiele für ein ausgebautes und langlebiges Apartheidsystem sind auch aus anderen Germanenreichen bekannt, genauso wie immer wieder aufflammende Pogrome der Einwanderer gegenüber den Autochthonen.

Wer also meint, man könnte Spätantike und Frühmittelalter als beruhigendes Beispiel für eine kulturelle Metamorphose betrachten, sieht sich mit einem Exempel ganz anderer Art konfrontiert: dem Zusammenbruch eines Systems in Folge von Dekadenz im Inneren und wachsendem äußerem Druck, der sich gleichermaßen über friedliche Einwanderung und militärische Bedrohung aufbaute. Zu einem „Kompromiß“ zwischen Germanen und Römern kam es jedenfalls erst nach einem sehr langwierigen und konfliktreichen Umbau, und ohne Zweifel mußte dabei die eine Seite ungleich mehr geben als die andere.



Beim Anblick einer untergegangenen Zivilisation – Stich von Gustave Doré

Mit einem gewissen Amüsement gibt Ward-Perkins eine Liste von 210 Gründen wieder, die schon als Ursache für den Niedergang Roms genannt wurden: von Aberglaube, Absolutismus, Ackersklaverei über Hauptstadtwechsel, Hedonismus, Homosexualität bis zu Willenslähmung, Wohlstand, Zentralismus, Zölibat, Zweifrontenkrieg. Er selbst glaubt nicht daran, daß es einen einzelnen Grund für den Kollaps gegeben hat, aber ein Zusammenwirken verschiedener Faktoren. Als Historiker scheut er monokausale Erklärungen und überhaupt die Ableitung billiger Handlungsanweisungen aus geschichtlichen Beispielen, wenngleich er in seinem letzten Satz mahnt, „nicht genauso selbstgefällig zu sein“ wie die Römer. Solche Selbstgefälligkeit ist ohne Zweifel eine dauernde Versuchung für den Menschen der westlichen Gegenwart, aber ganz ungebrochen tritt sie kaum jemals auf. Wie ein Vorsatzblatt hat man in das Buch von Ward-Perkins die Wiedergabe eines Stichs von Gustave Doré aus dem Jahr 1873 gesetzt, der einen Mann auf einem Säulenstumpf sitzend zeigt – irgendwann in der Zukunft –, und der sinnend oder zeichnend auf die Überreste einer europäischen Metropole schaut, so wie die Bildungsreisenden die Ruinen des antiken Roms betrachteten. Das Bild bringt eindrucksvoll jenes Bewußtsein der Sterblichkeit der eigenen Zivilisation zum Ausdruck, das die Europäer seit Gibbons Werk über den Untergang des römischen Imperiums nicht mehr loswerden können.

Deutsche Ökologie

Jost Hermand/Peter Morris-Keitel (Hrsg.): *Noch ist Deutschland nicht verloren. Ökologische Wunsch- und Warnschriften seit dem späten 18. Jahrhundert*, Berlin: Weidler 2006. 203 S., br, 26.00€

Seit einiger Zeit überschlagen sich die Massenmedien wieder in Weltuntergangsszenarien, angeheizt durch die amerikanische Entdeckung des Klimawandels, als dessen globaler Guru sich Al Gore durch alle Kanäle geriert. Dieser repräsentiert damit das Weltgewissen des 21. Jahrhunderts und hat dadurch noch nebenbei seinen Langweiler- und Verliererruf („Al Bore") ablegen können. Auch in diesem Fall gilt die Erkenntnis Fernaus über die Amerikaner: Sie stiegen „frisch, fromm, froh, ungetrübt von Sachkenntnis und unter der Fahne heiliger Empörung" in den globalen Kampf um besseres Klima ein. Die Überzeugung, für die einzig richtige Sache auf der Welt zu streiten, führte auch in diesem Fall dazu, daß die Maßstäbe aus den Fugen gerieten. Die sogenannten „Live Earth"-Konzerte sollten mit einem Schlag erreichen, woran ökologische Vordenker seit 200 Jahren scheitern, die Mobilisierung der Massen für die ökologische Sache. Doch auch in diesem Fall wurde schnell deutlich, daß viel nicht immer viel hilft. Es blieb bei einer emotionalen Aufwallung und einem schönen Moment popkultureller Einigkeit. Nur weil eine Sache schick verpackt ist und sich möglichst viele Popstars daran beteiligen, hat sie dennoch keinen nachhaltigen Einfluß auf das Bewußtsein von Menschen, die sich über die Qualität ihres Konsums definieren. Da dies jetzt mit „gutem Gewissen" geschieht, sitzen alle mit freundlichen Gesichtern vor dem Fernseher, schalten das Licht im Bad ab und trennen den Müll.

Daß solch eine Perversion einmal als löblicher Schritt in die richtige Richtung bezeichnet werden würde, hätten sich die alteuropäischen Aktivisten der Ökologiebewegung nicht vorstellen können. Der Kontrast wird deutlich, wenn man das zu besprechende Buch zur Hand nimmt. Die Herausgeber haben darin fast neunzig Zeugnisse deutschen ökologischen Bewußtseins der letzten 230 Jahre versammelt. Sie beschränken sich dabei auf ein- bis fünfseitige Ausschnitte aus längeren Texten, die chronologisch geordnet sind. So reicht die Spannbreite von Johann Georg Sulzers *Unterredungen über die Schönheit der Natur* (1770) bis zu Elmar Treptows *Die erhabene Natur. Entwurf einer ökologischen Ästhetik* (2001). Dabei fällt eines auf: Der Band ist völlig unkommentiert. Die Autoren umreißen zwar im Vorwort die Entwicklung des ökologischen Denkens in Deutschland, zu den einzelnen Autoren erfährt man jedoch nicht einmal den Beruf und die Lebensdaten. Und so stehen dann die Äußerungen eines Alwin Seifert über die Versteppung Deutschlands (1936) neben Goethe und anonymen Graffitis aus dem Jahre 1983, ohne daß einem ein Maßstab an die Hand gegeben werden würde, welche Rolle das für die Entwicklung des ökologischen Gedankens gespielt haben könnte. Ein nächster Punkt ist die Auswahl der abgedruckten Texte. Bei einem so wichtigen Vordenker wie Herbert Gruhl ist es nicht nachzuvollziehen, wieso von ihm lediglich einige Gedanken zum Recycling angeführt werden. Ähnlich verhält es sich bei Rudolf Bahro, dessen Forderung nach einem nachhaltigen Wirtschaften aus der *Alternative* (1977) abgedruckt ist, nicht jedoch seine für diesen Zusammengang viel wichtigere *Logik der Rettung* (1987). Daß sie konservative Begründungen der Ökologie etwas stiefmütterlich behandeln, liegt sicher an der geistigen Herkunft der Herausgeber. Allerdings ist Jost Hermand, als einer der Herausgeber, der gar nicht so seltene Fall, daß ein Forscher von seinem Forschungsgegenstand, obwohl er ihn weltanschaulich ablehnt, überaus fasziniert ist und so neue Erkenntnisse zutage fördert. Davon kann zwar bei dem vorliegenden Buch keine Rede sein, dennoch stellt es eine notwendige Erinnerung und einen erforderlichen Denkanstoß dar. Eine Erinnerung, weil deutlich wird, über welche Aktualität die deutsche Geistesgeschichte verfügt. Der Begriff Ökologie (Haushaltslehre) ist eine deutsche Erfindung. Ernst Haekkel bezeichnete damit 1866 die „gesamte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Außenwelt", ökologisch meint daher den „ungestörten Haushalt der Natur". Ein Denkanstoß liegt in dieser Sammlung begründet, weil an ihr deutlich wird, was passiert, wenn solch ein wissenschaftlicher Begriff zu einem politischen Kampfbegriff (leider der Linken) und wenig später zu einem ökonomischen Vorteil wird. Die gegenwärtige Inflation der Ökologiebewegung geht genau an diesem Punkt den falschen Weg: Mit Reglementierung und Propaganda wird Zweckdenken zu einer guten Handlung umgemünzt. Das ruft in regelmäßigen Abständen die Kritiker auf den Plan, die Statistiken hervorziehen, die beweisen sollen, daß es das Problem gar nicht gibt. Damit wird das Kind allerdings mit dem sprichwörtlichen Bade ausgeschüttet. Ökologie heißt ja nicht CO2-Angst, sondern meint den Verlust des natürlichen Lebensraumes und die Rückwirkungen auf den Menschen. Um das festzustellen, braucht man keine Statistiken und Messungen, sondern lediglich ein waches Auge, etwas Bildung und Einsicht in die Endlichkeit des Menschen und seiner Welt.

Erik Lehnert

Die „Ideen von 1914" im Exil

Gunther Nickel (Hrsg.): *Carl Zuckmayer – Albrecht Joseph. Briefwechsel 1922–1972*, Göttingen: Wallstein 2007 (= Zuckmayer-Schriften). 728 S., geb, mehrere Fotos und Faksimiles, 39.00€

Man kann diesen Briefwechsel unter verschiedenen Gesichtspunkten lesen: als Korrespondenz und Ausweis der engen persönlichen Beziehung zwischen dem Schriftsteller Carl Zuckmayer und seinem Freund und zeitweiligen Mitarbeiter Albrecht Joseph, als Ergänzung zur Biographie Zuckmayers, als Auskunft über Kultur- und Sittengeschichte vor allem der zwanziger, dreißiger und frühen vierziger Jahre, teilweise als Topographie des deutschen Exils in den USA und schließlich als Dokument der metapolitischen Entwicklungen, die sich jenseits der großen Linien vollzogen.

Was damit gemeint ist, hat der Herausgeber Gunther Nikkel jedenfalls in den Mittelpunkt seiner Interpretation gestellt, wenn er im Nachwort einen Brief Zuckmayers an Joseph von Mitte April 1941 zitiert: „Die erschütterndste Nachricht, die ich in den letzten Monaten bekommen habe, war vor drei Wochen eine geheime *message* von Mierendorff und Haubach, beide frei, beide nicht im Heer, beide in Industrieposten, beide bestimmt keine Nazis geworden, aber halt *inside* Germany lebend: sie haben auf sehr verschlungenen Wegen, via Schweiz-Portugal, hierher berichtet über ihre innere Einstellung zu diesem Krieg und über die der noch sozialistisch empfindenden deutschen Arbeiter: der Krieg sei so lange zu bejahen und zu unterstützen, bis England entscheidend geschlagen sei, denn nicht das Hitler-Regime, welches sich dann so oder so ‚auflösen' und zum echten Sozialismus hin ‚entwickeln' müsse, sondern ein siegreiches England sei der eigentliche Todfeind des Arbeiters in der Welt und bedeute eine Weltreaktion für Jahrhunderte. Wenn wir, die Emigranten (die „message" war an ehemalige Parteifreunde gerichtet) uns heute an Englands Seite stellen, so müßten wir uns klar sein, daß wir nicht gegen Hitler, sondern gegen den deutschen Arbeiter kämpfen. Hitler könne nur innerhalb Deutschlands und von Deutschen überwunden werden, das deutsche Volk wünsche keine Befreiung von außen, die Weltsklaverei unter dem Kapitalismus bedeutet."

Nickel hält die „message" mit gutem Grund für authentisch, und es wäre aufschlußreich gewesen, wenn man in Erfahrung bringen könnte, wie Joseph auf die Mitteilung seines Freundes reagierte. Leider sind dessen Briefe aber zu einem guten Teil vernichtet. Wahrscheinlich wäre Joseph die Verstörtheit von Zuckmayer fremd geblieben.

Er konnte immer nur schwer nachvollziehen, was er Zuckmayers „Vitalismus" nannte, eine Lebenseinstellung, die sich aus der Schützengrabengemeinschaft und dem „Frontgeist" nährte, dem der Schriftsteller nicht abzuschwören bereit war, obwohl er sich in den Weimarer Jahren der politischen Linken zurechnete und wegen seiner teilweise jüdischen Herkunft im Nationalsozialismus einen Feind sehen mußte. Die Zurechnung war allerdings nie eine glatte, sondern irritiert durch die Ablehnung des Marxismus als Doktrin und die existentielle Verbundenheit mit dem Schicksal des eigenen Volkes.

Deshalb fühlte sich Zuckmayer von denjenigen Positionen angezogen, die „jenseits von rechts und links" standen. Daher seine Begeisterung für Initiativen wie die „Eiserne Front" und sein ewiges Hadern mit der Zögerlichkeit der Alten in der SPD, daher seine Sympathie für die „Junge Rechte" in der Sozialdemokratie, zu deren Wortführern die erwähnten Mierendorff und Haubach gehörten.

Man könnte zum besseren Verständnis dieser Zwischenstellung auch auf das Schwanken in der Beurteilung wesentlicher Züge des NS-Regimes bei anderen Linken verweisen, die in Deutschland geblieben waren, Julius Lebers These etwa vom selbstverschuldeten Untergang der Sozialdemokratie, die sich von den Nationalsozialisten das Bekenntnis zum Vaterland habe abspenstig machen lassen, oder Richard Scheringers freiwillige Meldung zum Westfeldzug, weil er nach dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes glaubte, an einem Revolutionskrieg teilzunehmen.

Das alles wirkt heute ganz unwahrscheinlich, aber derartige Haltungen spielten eine wichtige Rolle für jene Deutschen innerhalb und außerhalb der Grenzen, die trotz des Drucks der Situation eine unabhängige Einschätzung zu finden suchten.

Zuckmayer hat das trotz aller Bemühungen, ihn in ein Meinungslager zu drängen, auf bemerkenswerte Weise durchgehalten – „Laß die Orthodoxen rasen" – und sich sein eigenes Urteil bewahrt, in bezug auf das „Junge Deutschland", dem er sentimentale Anhänglichkeit bewies, genauso wie in bezug auf Preußen, gegen das er bajuwarisch giftete, um den „Reichs"-Gedanken zu retten, oder in bezug auf die Lösung der „Judenfrage" mittels vollständiger Assimilation: das Judentum „als positive Substanz den Weltelementen einverleibt und einvergeistet".

Der Briefwechsel mit Joseph zeigt das nicht nur für die Kriegs-, sondern auch für die Nachkriegszeit. Wenn man sich die Tendenz der gleichfalls von Nickel herausgegebenen Geheimreports – Zuckmayers Einschätzungen deutscher Künstler und Intellektueller für den amerikanischen Geheimdienst – vergegenwärtigt, entsteht allerdings ein stimmiges Bild, dessen sichtbaren Teil man mit Zuckmayers *Des Teufels General* immer vor Augen hatte.

Karlheinz Weißmann

Ancien Régime

Hans-Christof Kraus: E*nglische Verfassung und politisches Denken im Ancien Régime 1689 bis 1789*, München: Oldenbourg 2006 (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London; 60). 817 S., geb, 89.80€

Es gibt auch heute noch Veröffentlichungen, für die kommt nur die altertümlich wirkende Bezeichnung „gelehrt" in Frage. Das gilt jedenfalls für die vorliegende, die sich mit einem Thema befaßt, dessen Bedeutung für die politische Ideengeschichte Europas nicht leicht zu überschätzen ist. Hans-Christof Kraus hat in einer ebenso detaillierten wie umfassenden Untersuchung dargelegt, welche Rolle das Vorbild der englischen Verfassung für die Diskussionen der Aufklärung gespielt hat. Zwischen der Glorreichen Revolution und der Französischen Revolution entwickelte sich in der Öffentlichkeit ein reges Interesse für das englische Modell. Wie Kraus sehr anschaulich nachweist, war eine präzise Kenntnis der englischen Verfassungswirklichkeit dabei die Ausnahme, häufig spielten Wunschbilder eine Rolle. Kraus betont diesen zweiten Aspekt und seine produktive Wirkung und verknüpft ihn mit einem Motiv der traditionellen Deutung des englischen Sonderwegs in der Verfassungsentwicklung, wenn er resümierend schreibt: das Land sei in vieler Hinsicht „eine Art Laboratorium der politischen Moderne" gewesen, wenn es sich um Gewaltenteilung, Sicherung der Grund- und Freiheitsrechte, das Prinzip des „rule of law", das Parteiwesen oder das Wechselspiel von Regierung und Opposition gehandelt habe; das alles könne aber nicht verstanden werden ohne Verweis auf jene „geschützte Insellage", die ein stehendes Heer überflüssig und die Möglichkeit des Mißbrauchs der bewaffneten Macht unwahrscheinlich werden ließ.

Karlheinz Weißmann

Neue Geschichte?

Gerhard Besier: *Das Europa der Diktaturen. Eine neue Geschichte des 20. Jahrhunderts*. München: DVA 2006. 880 S., geb, 29.90€

Unter Mitarbeit von Katarzyna Stokłosa hat der Kirchenhistoriker und Direktor des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung eine komparatistisch angelegte Darstellung der „autokratischen" Regime vorgelegt, die die Geschichte der europäischen Nationalstaaten des 20. Jahrhunderts prägten. Behandelt der erste Teil des Bandes die Phasen kommunistischer, faschistischer und nationalsozialistischer „Diktaturerrichtung" bis 1945 – ergänzt um Betrachtungen der „Anachronismen" Franco-Spaniens, Salazar/Caetano-Portugals und des griechischen Obristenregimes bis 1974/75 –, so widmet sich der zweite Teil dem „Zwangsexport des Sozialismus" sowjetischer Prägung in eine Reihe ostmittel- und südosteuropäischer Staaten, die liberal-demokratischer Traditionen weitgehend (Ausnahme: Tschechoslowakei) ermangelten. Um die Analogien und Unterschiedlichkeiten in den Prozessen der Herausbildung – und der Überwindung – diktatorischer Regierungssysteme herauszustellen, werden die Verfassungsgeschichten der betroffenen Länder gleichsam „enzyklopädisch" präsentiert. (Nur Frankreich wird – ungeachtet von Pétains *Etat français* – nicht in den Blick genommen.) Den erfolgreichen Transitionsprozessen in den Staaten des Sowjetblocks, die heute der EU angehören, wird vor allem die Rückkehr zum Autoritarismus in Putins Rußland gegenübergestellt. Aufschlußreich ist die – in ihrer Schlußbetrachtung offen dargelegte – konzeptuelle Distanz der Autoren zu jenen „Totalitarismus-Paradigmen", an denen im Kern festzuhalten dem Hannah-Arendt-Institut seit seiner Gründung vielfach zur Last gelegt worden ist.

Daniel L. Schikora

Aktuelle Feindlage?

Wolfgang Sofsky: *Verteidigung des Privaten. Eine Streitschrift*, München: C. H. Beck 2007. 158 S., geb, 14.90€

In seinem neuesten Buch geht der Soziologe Wolfgang Sofsky mit den bundesdeutschen Gutmenschen, die glauben durch staatliche Einschränkungen, Gesetze und Verbote bringe man den Menschen seinem Glück und der Freiheit näher, hart ins Gericht. Besserwisser und Moralapostel maßen es sich an, immer dominanter in die Privatsphäre einzugreifen. Dagegen helfe nur, das Private wie eine Festung zu verteidigen. Freiheit sei kein bis in alle Ewigkeit gegebenes Recht, sondern müsse ständig erkämpft werden. Nur wer sich zuerst abgrenze, Grenzen und Schranken setze, könne zu einem eigenen Freiheitsverständnis kommen. Sich seiner Freiheit zu bedienen, bedeute, sich für einen Lebensweg zu entscheiden und ständig Entscheidungen für sich selbst zu treffen. Die Toleranz von allem und jedem hingegen schaffe Beliebigkeit. Zudem zeigt die Erfahrung der letzten Jahre, daß sich unter den Toleranten Toleranzwächter finden lassen, die Verboten und Eingriffen in die Privatsphäre zum Schutze von Toleranz, Demokratie, Menschenrechten etc. nicht abgeneigt sind. Wolfgang Sofsky folgend, müssen die Mauern der „Festung Privatheit" von jedem aus drei entscheidenden Gründen höher gebaut werden: erstens aufgrund der Ausdehnung staatlicher Maßnahmen, zweitens aufgrund der öffentlichen Gängelei des Alltags, die sich zum Beispiel in staatlich verordneten Rauchverboten in Gaststätten ausdrückt, und drittens aufgrund des Verlorengehens des Sinns für Diskretion. Fern jeden moralischen Fortschritts, so Sofskys Fazit, kenne die Entwicklung des Staates nur eine Richtung: „Vorwärts in der Entmündigung und Enteignung der Bürger!"

Felix Menzel

Deutsche Länder

Ulrich March: *Kleine Geschichte deutscher Länder. Regionen – Staaten – Bundesländer*, Graz: Ares 2006. 320 S., geb, 19.90€

Der bereits mit Veröffentlichungen zum geschichtlichen Werden Deutschlands und Europas hervorgetretene Historiker Ulrich March geht in seinem neuesten Werk von der Grundthese aus, daß „zu den Konstanten der deutschen Geschichte das (regionalhistorisch greifbare) LAND als räumliche Einheit und politische Organisationsform" in Verbindung mit dem „föderalen Staatsgedanken" gehört. Vom hohen Mittelalter bis ins 19. und 20. Jahrhundert sei die Idee des „Bundes" bestimmend gewesen.

Der Autor behandelt in fünf gleichartig strukturierten Großkapiteln, in denen nach einer Skizze der Grundzüge der jeweiligen Epoche und einem allgemeinen geographischen Überblick stets eine detaillierte Darstellung von Wesen und Werden ausgewählter Regionen folgt, die wesentlichen Entwicklungen der deutschen „Stammesstaaten" des Hochmittelalters, der „Territorien" des Spätmittelalters und der Frühmoderne bis 1648, der „souveränen (Teil-)Staaten" zwischen 1648 und 1871, der Reichsländer zwischen 1871 und 1945 und der Bundesländer. Ein Exkurs ist der Schweiz und Österreich gewidmet. Eine vorsichtige Prognose zur Zukunft des deutschen Föderalismus folgt am Schluß.

Dem sachlich-nüchternen Stil, der bei aller Gelehrsamkeit von allgemeinverständlicher Art ist, entspricht das Bemühen um eine differenzierte Bewertung historisch-politischer Erscheinungen. Marchs unbestechliches Sachurteil spiegelt sich besonders bei stark umstrittenen Kapiteln deutscher Geschichte wie etwa der Entwicklung Preußens. Somit bekommt der Leser eine griffige und zugleich neuartige Gesamtdarstellung deutscher Geschichte geboten.

Peter Bollmann

Lenin in Deutschland

Susanne Neumann: *Leninbilder. Lenin in der westdeutschen Geschichtswissenschaft in den 1960er bis 1980er Jahren*, Hamburg: Dr. Kovac 2006. 224 S., br, 49.80€

Susanne Neumann schildert das Einwirken politischer Einflüsse auf die Geschichtswissenschaft allgemein und auf die Deutung Lenins im besonderen am Beispiel der Historiker Dietrich Geyer, Richard Lorenz, Peter Scheibert und Ernst Nolte. Anders als der Titel andeutet, liegt der Schwerpunkt der Untersuchung aber nicht bei Lenin. Vielmehr zeigt die Autorin die unterschiedlichen Forschungsansätze und -theorien auf: vom biographischen Ansatz über Struktur-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte bis hin zur *Oral History*.

Mit dem Einfluß des Wertewandels der 60er Jahre und der Studentenbewegung verliert die Geschichtswissenschaft den Menschen aus dem Blickpunkt und konzentriert sich auf soziale Strukturen. Diese Entpersonalisierung führt bei Lorenz dazu, die Opfer des Sowjetregimes zu ignorieren und Ungeheuerlichkeiten der Leninschen Politik wegzuinterpretieren. Einige Historiker scheinen als „entschlossene Leibgardisten Lenins" zu agieren. Mit Scheiberts *Lenin an der Macht* tritt der Erfahrungshorizont der Mitlebenden wieder ins Zentrum. Er zeigt Lenin als Techniker der Macht, als mitleidlos Hassenden. Nolte gibt im *Europäischen Bürgerkrieg* Lenin seine historische Rolle zurück. Dieses Buch ist Vorreiter der historiographischen Wende, die mit der Öffnung der osteuropäischen Archive ab 1989/90 eintritt. Der Fokus der Forschung richtet sich wieder stärker auf das Individuum.

Neumanns Buch bietet einen guten Überblick über die Trends der Geschichtswissenschaft, aufschlußreich sind auch die vier Interviews im Anhang.

Olaf Haselhorst

Deutschlands Prophet

Ulrich Sieg: *Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus,* München: Hanser 2007. 415 S., geb, Abb., 25.90€

Es hat nach 1945 keine umfassende Darstellung zur Biographie und Weltanschauung Paul de Lagardes mehr gegeben, jenes Gelehrten und Polemikers, den Thomas Mann neben Nietzsche als zweiten großen Deutschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts betrachtete. In der Theologie erinnerte man sich wenigstens seiner exorbitanten philologischen Kenntnisse und in der Politikwissenschaft seiner Brauchbarkeit als abschreckendes Beispiel. Aber nur in französischer (von Jean Favrat) und in englischer Sprache (von Robert Wayne Lougee) erschienen noch große Arbeiten über Lagarde. Darin wurde er als „Radikalkonservativer" aufgefaßt und als Vorläufer der Konservativen Revolution. Womit eine Deutung vorgenommen war, die Lagarde gerechter wird als jene, die ihn vor allem als „Wegbereiter" des Nationalsozialismus betrachtet. Eine Interpretation, zu der leider auch die neue Arbeit von Ulrich Sieg neigt, der zwar um die Brüche in Lagardes Denken weiß, die starke Beeinflussung durch die Romantik einerseits, durch den positivistischen Geist andererseits, gerade da, wo es um „Rasse" und „Judentum" ging, das aber zu wenig gewichtet, um den erstaunlichen und sehr vielfältigen Einfluß dieses Mannes zu erklären. So liefert Sieg eine solide Untersuchung, die aufgrund von Archivfunden auch einiges Neues zutage fördert – etwa die frühe Rezeption von Lagardes politischen Ideen und die Hintergründe der Selbststilisierung zum Verkannten, auch die Analyse von Hitlers intensiver Lektüre der *Deutschen Schriften* ist aufschlußreich –, aber sonst in ermüdender Weise konventionell bleibt.

Karlheinz Weißmann

Männliches

Andreas und Stephan Lebert: *Anleitung zum Männlichsein*, Frankfurt am Main: S. Fischer 2007. 158 S., geb, 16.90€

Der Markt sei ein Feminist, befinden die Autoren gleichsam entschuldigend. Als solcher bietet er massig Raum feil für Bücher wie dieses: Wie definiert sich ein männlicher Mann (diese Kategorie ist wohl nötig im Plemplem des Gender-Zirkus) im Jahre 2007? Komisch (und eigentlich schade), daß keine(r) je wagt, einmal ähnlich apodiktisch ein gültiges Bild der Musterfrau zu formulieren! Die Journalisten-Brüder Lebert (Stephan ist *Zeit*-Redakteur und Kisch-Preisträger, Andreas Chefredakteur der *Brigitte* und Vater von Benjamin Lebert, der in den Neunzigern seine Pubertät als Versehrter erfolgreich in Romanform („Crazy") goß, konstatieren „Verweiblichung auf allen Kanälen: Medien, Politik, Familie, Freizeit, Gefühle, Psychologie, Gesundheit, Bildung, Kunst. Gefühl statt Sache, ich statt es, Harmonie statt Konflikt, reden statt tun, gleichzeitig statt der Reihe nach, Yoga statt Mathematik." Die Leberts fordern in ihrer anekdotenreichen Nabelschau einen „Mann mit Eigenschaften", keinen Dauerdiskutierer, sondern einen, der ja und nein sagen kann und Verantwortung übernimmt. Wir kennen das alles längst, es ist im Grunde (mit einigen Abstrichen und zahlreichen Auslassungen) unsere Rede seit je. Daher: boulevardeskes Laber-Rhabarber, aber professionell und amüsant geschrieben. Ein augenzwinkerndes Mitbringsel zur nächsten Einladung – für einen, der solche „Anleitung" vielleicht nötig hätte. Zeitgleich ist das Traktat auch als Hörbuch erschienen. Diese Gabe fehlt ja Männern angeblich auch: zwei Sachen gleichzeitig zu tun. Beim Lesen tun sich da selbst Frauen schwer – aber hören und bügeln würde gehen.

Ellen Kositza

Gefühltes

Christoph Demmerling/Hilge Landweer: *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*, Stuttgart und Weimar: Metzler 2007. 338 S., br, 29.95€

Peter Sloterdijk hat vor kurzem darauf hingewiesen, daß „Stolz, Empörung, Zorn, Ambition, hoher Selbstbehauptungswille und akute Kampfbereitschaft" in unserer Kultur mittlerweile als die Folge eines neurotischen Komplexes angesehen werden. Das ändert jedoch nichts daran, daß diese Gefühle weiterhin existieren, auch wenn sie durch sozialpädagogische Steuerung möglichst niedergehalten werden sollen. Mit dem fragilen inneren Frieden geht eine Verarmung menschlicher Ausdrucksmöglichkeiten einher. Insofern ist das vorliegende Buch eine beschreibende Bestandssicherung. Die Autoren haben sich vorgenommen, induktiv von der Beschreibung der einzelnen Gefühle auszugehen. Dabei fühlen sie sich vor allem der Phänomenologie von Hermann Schmitz verpflichtet. Die Grenzen dieser an sich sehr redlichen Vorgehensweise werden am Beispiel des Zorns deutlich: Hier wird aufgrund alltäglicher Beobachtungen behauptet, daß der Zorn notwendigerweise gegen ein personales Objekt gerichtet sein müsse. Wenn man sich jedoch den großen Menschheitserzählungen zuwendet, wie das Sloterdijk getan hat, zeigt sich schnell, daß der Zorn, da hilft auch der Verweis auf die Empörung nicht weiter, dadurch keineswegs ausgeschöpft ist, weil er eben auch ein unbestimmter Antrieb sein kann. Weil die Autoren den zwischenmenschlichen Bereich nicht verlassen, wird die Leitfrage des Buches, ob sich moralische Normen auf Gefühle wie Schuld, Scham und Empörung zurückführen lassen, nur unzureichend beantwortet. Dennoch haben die Autoren einen wichtigen Beitrag zu einem oft vernachlässigten Thema der Philosophie verfaßt.

Erik Lehnert

Enthaltsames

Jan Eckhard/Thomas Klein: *Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten. Eine Auswertung des Familiensurvey zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2006 (= Schriften des Deutschen Jugendinstituts: Familiensurvey; 13). 193 S., br, 28.90€

Eine demographische Faustregel voran: Länder, die sich „Familiensurveys zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft" gönnen, stehen bevölkerungsmäßig quantitativ schlechter da als solche, die dies nicht tun. Natürlich sind nicht „Surveys" ursächlich; es ist der Krampf im Kopf. Interessanter als die Rolle „äußerer Rahmenbedingungen" in bezug auf Vaterschaft ist das, was die Autoren als „innere Motivstruktur" auffassen. Demnach äußert sich der Kinderwunsch bei Frauen abstrakt, bei Männern dagegen als Folge einer Paarbeziehung. Während gutverdienende Frauen Nachwuchs eher vermeiden, läßt ein höheres Einkommen des Mannes den Kinderwunsch bei beiden wachsen. Ein höherer Schulabschluß korreliert bei Frauen negativ, bei Männern positiv mit der Bereitschaft zur Elternschaft. Der Kinderwunsch von Männern ist weithin unerforscht. Schlauer wird man durch diese vom Bundesfamilienministerium finanzierte Studie nicht. Nicht nur, weil die Datenlage zum Teil aus dem Jahr 1988 stammt, sondern weil derartiges Soziogewurstel am Ende den Beweis seiner Relevanz schuldig bleibt. Wenn als ein Ergebnis steht, daß die „Erwartung psychisch-emotionaler Belastungen durch Kinder seitens der Männer ein ausschlaggebender Hinderungsgrund für die Entscheidung zu einer Geburt sein kann" und geprüft werden soll, „inwiefern es Möglichkeiten gibt, auch die freiheitsbezogenen Opportunitätskosten zu verringern": Danke schön.

Ellen Kositza

Elite

Richard Münch: *Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007. 475 S., br, 15.00 €

Daß die Lage an den deutschen Universitäten dramatisch ist, hat sich bis zum letzten Zeitungsleser herumgesprochen. Und auch die Instrumente, die dagegen eingesetzt werden sollen, sind in der Öffentlichkeit breit diskutiert worden: Studiengebühren und neue Abschlüsse als Reaktion auf das Phänomen der Vermassung der Hochschulen, die damit verbundenen hohen Abbrecherquoten und langen Studienzeiten.

Eine andere Stoßrichtung hat das sogenannte Exzellenzprogramm von Bund und Ländern, das die Wissenschaft in Deutschland erneuern will, um international wieder wettbewerbsfähig zu sein. Vor einem Jahr sind in der ersten Runde die Münchener und Karlsruher zu Eliteuniversitäten gekürt worden. Münch, der in Bamberg Soziologie lehrt, fragt in seiner Streitschrift, wer oder was darüber entscheidet, wer zur Elite gehört? Dadurch, daß Münch sich dabei weit aus dem Fenster lehnt und das durch seinen scharfen, polemischen Ton noch unterstreicht, liest sich dieses Buch trotz der Statistiken und einiger Redundanzen, erfrischend. Seine Hauptthese: die Exzellenzinitiative verhindere wissenschaftlichen Wettbewerb nachhaltig, weil die eingesetzten Mittel bereits bestehende Verzerrungen unterstützen. Daß dabei Drittmittelzufluß und wissenschaftliche Produktivität auseinanderklaffen, ist leicht zu erklären: Wer viele Drittmittel hat, muß auch viele Anträge schreiben, ständig evaluieren und hat daher weniger Zeit zum arbeiten. Die Folge sind Bürokratisierung, Oligarchisierung und Formalismus, so daß der Faktor Mensch, also der, der die Leistung letztendlich bringen muß, aus dem Blick gerät.

Erik Lehnert

Versager

Gunnar Hinck: *Eliten in Ostdeutschland. Warum den Managern der Aufbruch nicht gelingt*, Berlin: Ch. Links 2007. 213 S., br, 16.90 €

Weder Titelei noch Cover (Nadelstreifen!) gelingt es, größere Leselust zu wecken, allein der Verlag ist Bürge für gewinnbringende Lektüre – was sich aufs Neue bewahrheitet.

Gunnar Hinck, Jahrgang 1973 und „Wahl-Ossi" geht der Frage nach, warum in „Dunkeldeutschland" (den Terminus gebraucht er nicht, er dürfte in der Alltagssprache Westdeutscher aber geläufiger als „Neue Länder" sein) bis heute den Führungskräften kein Licht aufgegangen ist. Ein Licht, das etwa die immer noch (Hinck schreibt: heute mehr als vor zehn Jahren) funktionierenden und lähmenden Seilschaften alter SED-Kader erhellen würde – oder wenigstens eine Funzel, deren traniger Schein bis ins Jahr 2019 zu leuchten imstande wäre. Dann nämlich versiegen die Fördertöpfe des Solidarpakts. Und wie soll es weitergehen, nachdem sämtliche kleinstädtischen Marktplätze perfekt saniert, Kopfsteinpflasterwege durch Betonpisten ersetzt, bröckelnde Barockviertel abgerissen und durch Parkhausareale ersetzt sind – aber die Mobilen abgewandert sind? Hincks Einführung, die ein Viertel des Buches ausmacht, beschreibt die Zustände im Osten der Republik nachdrücklich und scharfsinnig, die 14 Interviews mit Funktionseliten wie Wolfgang Böhmer, Matthias Platzeck und Jenoptik-Chef von Witzleben stimmen bisweilen hoffnungsfroh, sprechen in der Hauptsache aber Bände über die Endlosschleife eines allseitigen Versagens. Hincks „15 Vorschläge zur Überwindung der Lähmung" (klar, auch „Über Rechtsextremismus reden" fehlt nicht) sind durchaus wegweisend – allein, siehe oben, was nutzen Wege, wenn die fehlen, die sie beschreiten könnten?

Ellen Kositza

Führung

Matthias Ackeret: *Das Blocher-Prinzip – Ein Führungsbuch*, Schaffhausen: Meier Buchverlag 2007. 208 S., br, 25.15 €

„Nur die auftragsbezogene Führung ist wirklich erfolgreich. Der Auftrag steht stets in einem übergeordneten Interesse. Das ist beispielsweise der Erfolg eines Unternehmens; in einer Familie die Erziehung der Kinder, im Staat das Wohl des Landes, im Militär die Verteidigung der staatlichen Existenz. Wer den Menschen, das heißt den Mitarbeiter und letztlich sich selbst, in den Mittelpunkt stellt, vernachlässigt diese Interessen. So lebt der Unternehmer plötzlich vom Unternehmen statt für das Unternehmen. Vater und Mutter verwirklichen sich selbst auf Kosten der Erziehung der Kinder. Man stellt die Mitarbeiter und deren Wohl in den Mittelpunkt, und das Unternehmen erleidet Schaden. Politiker verschenken Geld ‚zum Wohl von Menschen' – in erster Linie zum Wohl von sich selbst – und schwächen so das Land." Christoph Blocher, erfolgreicher Unternehmer, Oberst in der Schweizer Armee und Schweizer Bundesrat, erläutert hier seine nonkonformen und äußerst erfolgreichen Führungsprinzipien sowohl im allgemeinen als auch im Unternehmen, im Militär, in der Familie und in der Politik. Von den Linken und dem überwiegenden Teil der Medien angefeindet und bekämpft, im eigenen Lager hoch verehrt, steht Blocher den Fragen des Autors Matthias Ackeret Rede und Antwort und gibt Einblick in sein erfahrungsreiches Leben und formuliert Grundsätze, denn „sobald man sich an das Grundsätzliche hält, wird alles einfacher." Im Interviewstil und leicht verständlicher Sprache verfaßt, ist das Buch ein Gewinn für alle, nicht nur für die mit einer Führungsaufgabe betrauten, sondern für jeden, der etwas bewegen will.

Wolfgang Buck

Großer Gasangriff

Christian Kracht/Ingo Niermann: *Metan*, Berlin: Rogner & Bernhard 2007. 142 S., geb, zahlreiche Abb., 14.90 €

Nun ja, wenn Ironie die letzte funktionsfähige Waffe an der Publikationsfront sein sollte, dann könnte dieses Buch einem möglichen Gegner ordentlich einheizen. Die Autoren Kracht und Niermann lassen innerhalb des Sachbuch-Enthüllungsgeschnatters eine ordentlich stinkende Bombe platzen: All die Verschwörungsparanoiker, mit ihren Freimaurern, dem „militärisch-industriellen Komplex", der Ostküste, den Rothschilds und Rokkefellern, haben uns – wir ahnten es bereits – jahrelang hinters Licht geführt. Die eigentliche Macht, welche die bestehende Ordnung herausfordert, ja schon bestimmt und unaufhaltsam eine epochale Wende einleiten wird, ist das Methan (ein farbloses brennbares Gas, auch Gruben- oder Sumpfgas genannt, das unter anderem den Kühen üppig entweicht), genauer: das „Methangetüm". Zwingend zeigen die Autoren, die sich für ihre Recherchen bis auf den Kilimandscharo, die angebliche Wiege der Menschheit, gewagt haben, welche Gefahren auf uns, auf das Klima, auf eigentlich alles, zukommen und zum großen Teil schon da sind, von uns tumben Träumern natürlich kaum bemerkt. Wir erfahren, wer da so alles seine „methanisierten" Finger im Spiel hat: von Saddam Hussein bis Franz Josef Strauß, von den Buren bis zu einem Großteil der heutigen Senioren. Hier werden Völker mal eben in einem Nebensatz umfassend charakterisiert („tölpelhaft-melancholisch"), und immer wieder erfolgt ein munterer und unerwarteter Wechsel von „Methan" und „Metan", wohl aus esoterischen Gründen. Sicher, Kracht war, besonders mit seinem Roman *1979*, auch schon besser. Aber dem Methangetüm ist mit Stil sicher nicht beizukommen.

Konrad Roenne

Söldner?

Rolf Uesseler: *Krieg als Dienstleistung. Private Militärfirmen zerstören die Demokratie*, Berlin: Ch. Links 2006. 240 S., br, 14.90 €

Die Kriege unserer Zeit werden noch unübersichtlicher, wenn die Existenz von privaten Militärfirmen ausgemacht wird, die ihre Dienste – wie es sich für Söldner gehört – für Geld verkaufen. Was machen und welchen Einfluß haben Firmen wie Aegis Defence Services oder Kroll Security International?

Wer diese Frage stellt und schon im Untertitel seines Buches davon spricht, daß die privaten Militärfirmen letztlich die Demokratie zerstören würden, muß sauber arbeiten, damit nicht zusätzliche Verwirrung entsteht.

Rolf Uesselers Buch will viel sagen, kann aber vor allem drei Mängel nicht verbergen: Erstens definiert es nicht, wer mit dem öffentlichkeitswirksamen Begriff „Söldner" eigentlich gemeint ist. Längst nicht jeder Angehörige einer Firma, die etwa im Irak für die US-Armee ein Feldlager errichtet, trägt eine Waffe. Alles in allem muß man von ein paar tausend echten Söldnern ausgehen, und nicht von dreißigtausend. Vielleicht liegt die Unschärfe im zweiten Mangel des Buches: Es unterscheidet Militärfirmen nicht von Logistik- und Baufirmen oder von Sicherheitsanbietern, die im Personenschutz und in der Unternehmenssicherheit tätig sind. Und so kommt es zum dritten Mangel: Unter allen (an und für sich schon dürftigen) Beispielen ist keines, das eine „Söldnertätigkeit" beschriebe.

Natürlich stellt Uesseler zurecht die Frage nach der Sinnhaftigkeit der finanzaufwendigen Kriege im Irak und in Afghanistan. Dort wird viel Geld verdient. Aber die wichtige Frage, ob das Outsourcing von Militärdienstleistungen an „Private" die Hegung des Krieges weiter unterhöhle, findet keine Antwort.

Götz Kubitschek

Krieg der Welt

Niall Ferguson: *Krieg der Welt. Was ging schief im 20. Jahrhundert?* Berlin: Propyläen 2006. 990 S., kt, 29.90 €

Die Zeit von 1914 bis 1945 wird zu Recht als der „Zweite Dreißigjährige Krieg" bezeichnet, in dem das Deutsche Reich zweimal mit den Kräften der halben Welt niedergerungen wurde. Nun ist das Wort von diesem dreißigjährigen Ringen bei jenen nicht beliebt, die darin eine unstatthafte Ausweitung der Kriegsschuldfrage sehen. Statt dessen sind klare Verhältnisse gewünscht, und den Deutschen muß geradezu ein Gen zueigen sein, das sie zwei Weltkriege beginnen ließ.

Von solchen Genen und solcher Eindeutigkeit will der britische Historiker Niall Ferguson nichts hören. Er will auch von der Einmaligkeit von Kriegsverbrechen oder Genoziden nichts hören, sondern schreibt jeder Schandtat zugleich Einmaligkeit und Vergleichbarkeit zu. Sein blutiges 20. Jahrhundert beginnt mit dem Sieg der Japaner im östlichsten Rußland (1904) und endet mit dem Koreakrieg 1953, dauert also keine zwölf, keine dreißig, sondern sogar fünfzig Jahre.

Wir sollten sein Buch begrüßen. Es verschafft Überblick und wagt eine These: Daß nämlich die untergehenden Imperien Deutschland, Rußland, Osmanisches Reich und Japan die Bruchlinie markierten, an der entlang massenhaft gestorben und ausgerottet werden würde.

Ferguson begeht nicht den Fehler, billig über einen Kamm zu scheren, was sich nicht bändigen läßt. Er weicht – für einen Historiker gefährlich, für einen Kritiker dankbar – ins Beschreibende, Anekdotische aus, um Bilder mit notwendiger Unschärfe und Stimmungsaufladung zu erzeugen: Beides nämlich treibt die Geschichte ebenso voran wie diplomatische Berechnung oder die Logik der Mächte. Wer möchte, lernt viel daraus.

Götz Kubitschek

POLITIK & ZEITGESCHICHTE



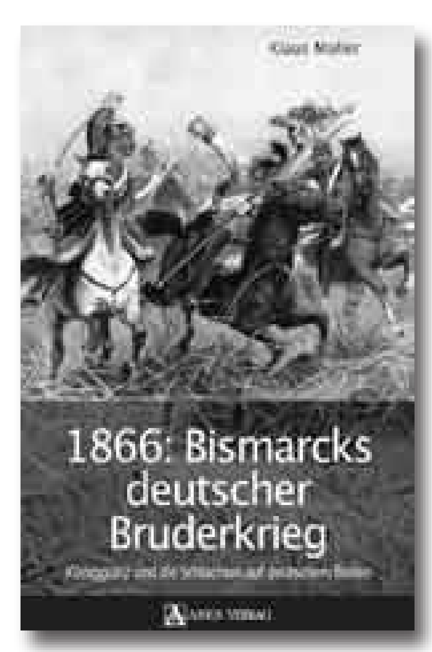
ISBN 978-3-902475-34-3
Gerd-Helmut Komossa
DIE DEUTSCHE KARTE
Das verdeckte Spiel der geheimen Dienste
Ein Amtschef des MAD berichtet
216 Seiten, zahlreiche S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 19,90 / sfr 35,40

Der Amtschef des Militärischen Abschirmdienstes (MAD) berichtet. Erinnerungen aus dem Umfeld der Geheimdienste müssen fast immer genauso viel verschweigen wie sie verraten. Dennoch sind Komossas Memoiren spannend genug. Insbesondere beschreibt er die Zusammenarbeit mit den US-amerikanischen Militärs und den anderen westlichen Verbündeten. Auch die Rolle Deutschlands im NATO-Bündnis und die „deutsche Karte" im Spiel der Mächte werden von Komossa einer ausführlichen Untersuchung unterzogen.



ISBN 978-3-902475-43-5
Oswald Spengler
JAHRE DER ENTSCHEIDUNG
Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung
Neu herausgegeben von Frank Lisson
184 Seiten, Hardcover
€ 19,90 / sfr 35,40

Die Schriften des Geschichtsphilosophen Oswald Spengler, des „Meisterdenkers der Konservativen Revolution", werden wieder intensiv diskutiert. So auch Spenglers 1933 erschienene Schrift „Jahre der Entscheidung", die häufig als Vorwegnahme heutiger Krisen in einer globalisierten Welt gedeutet wird und nun wieder greifbar ist.
Oswald Spengler verfügte über das, was gemeinhin als „visionärer Blick" bezeichnet wird. Von dieser Warte aus sah er den Niedergang Europas voraus. Spengler hoffte, daß dieser Niedergang verzögert werden könne. Hierbei schrieb er den Deutschen eine zentrale Rolle zu.



ISBN 978-3-902475-35-0
Klaus Müller
1866: BISMARCKS DEUTSCHER BRUDERKRIEG
Königgrätz und die Schlachten auf deutschem Boden
278 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 24,90 / sfr 43,70

Im Krieg von 1866 stand die Mehrheit der deutschen Staaten an der Seite Österreichs, und doch entschied sich in der Schlacht von Königgrätz die preußische Vorherrschaft über Deutschland. In diesem Werk werden auch die weniger bekannten Kämpfe auf deutschem Boden, im thüringischen Langensalza, in Norddeutschland, Sachsen, Bayern und Baden, geschildert sowie die noch heute an diesen Krieg erinnernden Monumente dokumentiert.



ISBN 978-3-902475-36-7
Tim Newark
MUSSOLINI, HITLER UND DIE MAFIA IM KRIEG
280 Seiten, 16 Bildseiten, zahlr. S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 19,90 / sfr 35,40

Schloß die Regierung der USA einen Waffenstillstand mit dem organisierten Verbrechen, um sich dessen Unterstützung im Kampf gegen Hitler und bei der Eroberung Italiens zu versichern? Etablierten die Amerikaner die Mafia gar als Ordnungsmacht in Süditalien? Setzte die Mafia einen Profi-Killer auf Hitler an? Daß es Absprachen zwischen US-Geheimdiensten und der Mafia gegeben hat, ist unbestritten, doch wie weit ging diese Partnerschaft? Dieses Buch scheidet Fakten von Legenden.



Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H. Hofgasse 5,
A-8011 Graz, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Dávila

Am 5. Dezember findet in Berlin unter dem Titel **Kritiker der modernen Rationalität** eine Veranstaltung über den kolumbianischen Philosophen Nicolás Gómez Dávila (1913–1994) statt, den Franco Volpi den „kolumbianischen Nietzsche" nannte. Gómez Dávila hat sich als „Reaktionär" gesehen, als Antipoden des Konservativen. Doch seine Reaktion auf den Alptraum von morgen – „eine Mischung aus Bordell, Verlies und Zirkus" – führt ihn nicht zur Revolution, sondern mündet in der Einladung zur Rückbesinnung auf alteuropäische Werte. Zwei Vorträgen über Gómez Dávilas Metaphysik der Sinnlichkeit (Franco Volpi) und über seine und Nietzsches Demokratiekritik (Carlos B. Gutiérrez) folgt ein Podiumsgespräch, an dem zusätzlich Till Kinzel und Fernando Savater (Moderation: Jens Jessen, Einführung: Peter Schultze-Kraft) teilnehmen werden. Unveröffentlichte Texte von Botho Strauß werden als Zeugnis der Rückwirkung Gómez Dávilas auf das europäische Geistesleben gelesen. Die Veranstaltung wird zweisprachig (Spanisch und Deutsch) sein, der Eintritt ist frei. Veranstalter ist das Instituto Cervantes Berlin, **www.cervantes.de**.

Dekadenz

Die Sonderhefte des *Merkur* sind meistens die Lektüre wert. Im aktuellen Fall verpflichtet schon der Titel dazu: *Dekadenz. Kein Wille zur Macht*. Die Herausgeber, Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel, ziehen allerdings bereits im Vorwort die Notbremse: „Dekadenz ist von Hause aus kein analytischer Begriff, sondern ein Kampfbegriff. Hier soll er enthysterisiert, abgekühlt und analytisch werden, ohne daß sein skandalöses Element zum Verschwinden käme (...)." Über zwanzig Autoren, darunter Bolz, Heinsohn und Münkler, untersuchen, worin dieses Element besteht. Daß Dekadenz etwas mit fehlendem Willen zur Macht zu tun hat, ist Konsens. Umstritten ist dabei allerdings, ob diesem Phänomen nicht auch etwas Positives abzugewinnen sein könnte (was ja nichts anderes als dekadent ist). Wenigstens Hans-Ulrich Gumbrecht empfindet Ekel vor einer deutschen Gesellschaft, die noch nicht einmal ihr eigenes Überleben sichern will. Da dem Westen insgesamt die „imperiale Berufung" abhanden gekommen sei, so Josef Joffe, sei es uns unmöglich, Ordnungskriege zu führen. Ulf Poschardt kotzt sich vor allem über Berlin aus und definiert „Stil als die letzte Rebellion", was immerhin tief in die dekadente Seele dieses Mannes blicken läßt, der ein so rebellisches Magazin wie *Vanity Fair* redigiert. Das Heft ist dennoch sehr zu empfehlen, kostet 19€ und ist in jeder guten Buchhandlung zu haben. Nähere Informationen unter: **www.online-merkur.de**.

Wilhelm der Zweite



An unserem letzten Kaiser, Wilhelm II., scheiden sich noch heute die Geister. War er schuld am Ersten Weltkrieg? Mußte er seinen verkrüppelten Arm durch martialische Auftritte kompensieren? Baute er die deutsche Flotte auf, um als Begründer deutscher Seegeltung in die Marinegeschichte einzugehen? Keine Frage ist absurd genug, um nicht an den Kaiser herangetragen zu werden und mit wissenschaftlichem Ernst beantwortet zu werden. Um diesem Bild von Wilhelm II. entgegenzutreten, haben einige junge Enthusiasten eine Internetseite ins Leben gerufen, um nach und nach etwas Licht ins Dunkel der geschichtlichen Vorurteile zu bringen: **www.wilhelm-der-zweite.de**. Unter dieser Adresse findet man neben einer Bildergalerie und zahlreichen Hinweisen auf Literatur auch einige Aufsätze, die sich jeweils einen Vorwurf an den Kaiser vornehmen, um zu überprüfen, ob er vor der Quellenlage bestehen kann. Diese Handreichungen sollen ständig erweitert werden, so daß im Laufe der Zeit eine umfassende Auskunft über Leben, Denken und Handeln Wilhelm II. möglich ist.

Naturkonservativ heute

So lautet der Titel des Jahrbuchs der Herbert-Gruhl-Gesellschaft, die sich um das Erbe des ökologischen Vordenkers der Bundesrepublik kümmert. Neben kurzen Publikationen aus dem Nachlaß finden sich in jeder Ausgabe interessante Beiträge über Umweltpolitik und Konservativismus. In der Ausgabe 2006 kommentiert Reinhard Loske, ehemaliger Grünen-MdB, die Möglichkeiten grün-schwarzer Koalitionen und Ute Scheuch den Sieg der *Jungen Freiheit* vor dem BVG. Die aktuelle Ausgabe 2007 ist im Gerhard Hess Verlag erschienen, die älteren (2001–2006) im Verlag Die Blaue Eule. Nähere Informationen: **www.naturkonservativ.de**.

Sozialwissenschaft

Bereits seit einem Jahr erscheint das *Sozialwissenschaftliche Journal*, herausgegeben von den Soziologen Karl Friedrich Bohler, Georg W. Oesterdiekhoff und Gerd Vonderach im Shaker Verlag (Aachen). Nach den zwei Ausgaben des letzten Jahres sollen 2007 drei Ausgaben mit vermindertem Verkaufspreis von 10€ für das

Einzelheft und 25 € für das Jahresabonnement (3 Hefte: April, August, Dezember) veröffentlicht werden. Im Aprilheft ist unter anderem folgender Beitrag zu lesen: Oesterdiekhoff beschreibt *Die Entstehung der Industriemoderne in Europa* mit Hilfe des „strukturgenetischen Erklärungsansatzes“ und kommt dabei zu dem Schluß, daß die Industriegesellschaft entgegen der Degenerationstheorie nicht nur einen technisch-materiellen Fortschritt darstellt, sondern auch „in jeder Hinsicht Ausdruck geistiger Fortentwicklung der in ihr lebenden Menschen“ sei. Bezug unter **www.shaker.de** oder Telefon: (024 07) 959 60 beziejungsweise postalisch: Shaker Verlag, Postfach 101818 in 52018 Aachen.

Kunstschaffen

Benjamin Jahn Zschocke, der junge Künstler, der in der *Sezession* 17 (April 2007) den Bildteil gestaltete, verfügt seit einigen Wochen über eine eigene Galerie im Internet, in der er seine neuesten Werke (Gemälde, Zeichnungen, Fotos) präsentiert und die unter **www.saatchi-gallery.co.uk/stuart/StudentArt/ast_id/27536** jederzeit besucht werden kann.

Guenon

René Guenon ist in Deutschland ein bekannter Unbekannter. Unter denjenigen, die sich für den



Traditionalismus und seine hiesigen Ausläufer – etwa den Philosophen Leopold Ziegler – interessieren, wird sein Name genannt, früher spielte er auch eine Rolle für eine konservativ gestimmte Kulturkritik. Das wenige, das von seinen Schriften ins Deutsche übertragen wurde, entspricht aber kaum den Erfordernissen, und sein Lebenslauf liegt, abgesehen von einer spektakulären Konversion zum Islam, ganz im dunkeln. Dem wird jetzt abgeholfen durch eine biographische Skizze Matthias Korgers, deren erster Teil in der Zeitschrift *Gnostika* erschienen ist (Bezug über AAGW – Lothar-von-Kübel-Straße 1 – 76547 Sinzheim – Fax (072 25) 91 95 99 – **www.aagw-gnostika.de**).

Vorbürgerkrieg — Die multikulturelle Gesellschaft ist nicht friedfertig, sondern aggressiv bis zur offenen Gewalt, vor allem dort, wo sich eine starke Unterschicht in zweiter oder schon dritter Generation einzurichten hat. Die deutschen Jugendlichen, die mancherorts längst in der Unterzahl sind, haben der offenen Gewalttätigkeit türkischer, arabischer, kurdischer Jugendbanden nichts entgegenzusetzen. Sie werden beleidigt, gedemütigt, verfolgt, bedroht, erpreßt, mißhandelt, verprügelt, krankenhausreif geschlagen, mitunter lebensgefährlich verletzt oder (gottlob recht selten) getötet. Der Staat ist bisher nicht in der Lage, dieser Kriminalität einen Riegel vorzuschieben, obwohl er die Machtmittel dazu hätte und das Gewaltmonopol im Innern für sich reklamiert. Weil der deutsche Staat das, was er müßte, nicht tut, obwohl er es könnte, weil er sich nicht in der Lage sieht, seine (jungen) Staatsbürger vor Übergriffen durch Ausländer (teils ebenfalls Staatsbürger) zu schützen, hätten die Betroffenen alles Recht, ihren Schutz selbst zu organisieren.

Diese Lage ist der Vorbürgerkrieg. Er ist die Phase latenter Konflikte entlang von Bruchlinien, die mitten durch die Gesellschaft verlaufen. Es fehlt die Offensichtlichkeit des Konfliktpotentials: Wer die Bruchlinien wahrnehmen will, wird Dutzende Beispiele finden und auf den Begriff bringen können. Jedoch ist auch das Gegenteil möglich: den schwelenden Konflikt und sein exemplarisches Auflodern abzutun und den Vorbürgerkrieg zu bestreiten.

Zuerst verwirren sich die Worte, dann verwirren sich die Begriffe, und schliesslich verwirren sich die Sachen. (Konfuzius)

Dieser Deutungsspielraum kennzeichnet den Vorbürgerkrieg. Es fehlt eine Kriegserklärung. Wie in einer langen Dämmerung wird nach und nach offensichtlich, was derjenige, der wach war, als Eskalationsstufen längst wahrnehmen konnte.

Nicht nur der fehlende Startschuß und die „Beginnlosigkeit" sind Grund für die Unübersichtlichkeit des Vorbürgerkriegs: Es sind die Deutungsspielräume, die das entschlossene Handeln, derer, die in diese Auseinandersetzung hineingezogen werden, andauernd unterminieren. Hineingezogen in die vorbürgerkriegerischen Konflikte werden die Deutschen, vor allem die jungen Deutschen, und die deutsche Seite droht aufgrund einer nicht nur historisch bedingten Rückgratschwäche zu unterliegen.

Die deutsche Seite: Es mag sein, daß das Deutsch-Sein sich bei vielen wohl darauf beschränkt, ein normales Arbeits- und Konsum-Leben in einer deutschen Umgebung zu führen, unter deutschem Recht und Gesetz und ausgestattet mit all den Annehmlichkeiten des deutschen Staats in seiner heutigen Form. Aber bei einem solchen doch recht bescheidenen Minimalkonsens darf der notwendige Nachsatz nicht fehlen: daß dies zwar nicht viel sei, aber immerhin die Möglichkeit einer deutschen Zukunft offenhalte. Im schlechten Fall bleibt es eben für eine lange Zeit beim Arbeiten und Konsumieren.

Der multikulturelle Arbeits- und Konsum-Staat hingegen bleibt bestenfalls eben dieser multikulturelle Arbeits- und Konsum-Staat. Im schlechteren Fall aber versucht eine der demographisch dynamischen Minderheiten (die in vielen westdeutschen Städten bald Mehrheiten bilden), unseren Staat anders zu organisieren oder zumindest so etwas wie ethnisch befreite Zonen zu bilden. Deutsche, die in oder in der Nähe solcher Zonen leben, müssen in ihrem eigenem, dem deutschen Staat erleben: Binnenvertreibung, Kriminalität, Zivilisationsrückschritte, Gewalt, Senkung des Bildungsniveaus, mannigfache Ausnutzung der Sozialsysteme und so weiter.

Schon vor zehn Jahren beschrieb Hans Magnus Enzensberger in seiner kleinen Studie *Vor dem Bürgerkrieg* die kommenden Auseinandersetzungen in den westlichen Staaten mit hohem Ausländeranteil als den „molekularen Bürgerkrieg". Das „Molekulare" ist das Diffuse, Ungeordnete, Schleichende, die schrittweise Eskalation, das Indifferente, das Unklare: Obwohl deutschen Schülern massenhaft widerfährt, was eingangs beschrieben wurde, sehen viele Deutsche darin weiterhin kriminelle Einzelfälle, die von Polizei und Justiz wie Einzelfälle zu behandeln seien und nicht wie ein beschreib- und kategorisierbares Massenphänomen.

Wer jedoch Kinder hat, als Polizist für Recht und Ordnung sorgt, wer finanzschwach ist und nicht in bessere Viertel ausweichen kann, wer an einer Schule mit hohem Ausländeranteil unterrichtet, wird vom Einzelfall absehen, wird ihn nicht mit der Gesamtentwicklung verwechseln und keine Bereicherung empfinden, sondern vor der Frage stehen, ob er sich wehrt oder ob er verschwindet.

Gegenwehr oder Verschwinden: Das sind die beiden Möglichkeiten. Wie man verschwindet, hat Jean Raspail im *Heerlager der Heiligen* bedrückend beschrieben. Vom Vorbürgerkrieg zum Kampf um die Vorherrschaft im eigenen Land gibt es keinen zwingenden Ablauf. Wenn eine Seite die Kraft für die Auseinandersetzung nicht aufbringt, verschwindet sie einfach. Oder mit anderen Worten: Wenn die Deutschen zu zivilisiert für die Notwendigkeiten des Vorbürgerkriegs bleiben, ist die Auseinandersetzung bereits entschieden: „Nur Barbaren können sich vereidigen", sagt Nietzsche. *Götz Kubitschek*